

DER MARIENBOTE

Maerz 1960

Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?

Mit dem Leibe ist die Seele gekreuzigt, aber in diese höchste Verlassenheit reicht keines Menschen Gedanke, keines Herzens Empfindung hinauf. Der Gekreuzigte schwebt zwischen Himmel und Erde, umwogt von Finsternis; fassen können wir es nicht, dass Gott verlassen ist von Gott; weder den Schmerz des Sohnes noch den Schmerz des Vaters werden wir jemals begreifen. Denn es ist ja gewiss, dass dieser Ruf den Vater auf das furchtbarste traf. Dass er in diesem Augenblick den Himmel nicht öffnete, seinen Engel nicht herabsandte, ist vielleicht das Opfer über allen Opfern — ein Opfer, das dem Schmerz, dem Alleinsein des Sohnes nicht nachsteht oder sie gar übersteigt. Und so ist, im heiligen Drama der Erlösertat, vielleicht keine mächtigere Offenbarung göttlicher Liebe als dieser Ruf des Verlassenen und die Antwort des Schweigens. Denn eine Antwort ist es für uns, die wir vom Siege wissen und als Erlöste unter dem Kreuze stehen: auch dieses Leid musste gelitten werden, damit das Mass der Sühne erfüllt werde und ausreiche bis zum Ende der Zeiten. So furchtbar ist der Frevel auf Erden, wird dieser Frevel noch sein und sich steigern, dass der Gekreuzigte dieses Alleinsein erfahren und die ewige Liebe schweigend seine Klage aufnehmen musste. Liebe offenbart sich im äussersten Schmerz, künftige überschwengliche Gnade in der Verweigerung; Finsternis umhüllt das Kreuz, aber diese Finsternis ist in Wahrheit Licht — so wie heilig glühende Seelen im Aufstieg zu Gott in ein Dunkel geführt wurden — es war die entschiedenste Abkehr von aller äusseren Erfahrung welches Dunkel sie später Licht nannten.

Und doch: niemals hat ein ähnliches Wort die Erde erschüttert; es ist das



furchtbarste, was gesagt werden konnte und gesagt worden ist. Mein Gott ist der Vater freilich auch für den Verlassenen noch; es ist der Glaube, das unerschütterliche Wissen von Gott, die diese Worte rufen; der Vater ist über der Schmerzenfinsternis — aber er schweigt. Dass er schweigen würde angesichts solcher Not; dass er dieses Ausserste an Pein zulassen würde, hatte der sich Opfernde vielleicht nicht geahnt; was er erdulden muss, übersteigt jedes Mass; und so übermächtigt ihn der Schmerz über die göttliche Liebe, die in diesem Augenblick nicht hilft. Dieser Schmerz ist der schrecklichste der Kreuzigung.

(Schluß Seite 3)

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249. Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

28. Jahrgang | März 1960, Battleford, Sask. | No. 6

Dies und Das

Fastenzeit 1960 Es denkt der Mensch nicht gern an die Not bis zum Sterben, die Einer für uns gelitten, dessen Haupt voll Blut.. und.. Wunden ..war. ..Schmerz, Qual, des Menschen Hilflosigkeit in den Wehen des Leibes und in der Schmach zertretenen Stolzes sind uns gegen alles Selbstgefühl. Wenn auch nicht jeder sich müht, als Christ zu leben oder ernstlich darüber nachzusinnen, ob seine Art Christentum auch wirklich christliche Überlieferung ist, so hat uns doch das Christentum (nicht die Kultur des "Abendlandes", des Westens!) eine hohe Auffassung vom Wert des Menschen als Person eingeimpft. Jeder weiß: Der Mensch hat das Recht zu sein, und Mensch zu sein.

Die kaum zu zähmenden Strömungen der Geschichte unserer Tage sind für und gegen dieses Recht .Wir wollen hier nun nicht von politischen, wirtschaftlichen oder gar philosophischen Weltanschauungen reden. Wie zum Beispiel vom roten Osten mit seiner bolschewistischen Auffassung von den Rechten der Menschen. Oder vom farbtrüben Westen, der hoch vom Menschen spricht und alles Rote haßt mit einem Grimm, daß er es nicht einmal mehr zur Schamröte kommen läßt, die sich ihm aufzudrängen sucht, wenn immer er sich seine eigene Auffassung von Moral und vielen anderen Dingen betrachtet.

Während man sich heute eifrig rüstet, die Frage nach dem Wert des Menschen — wenn es sein muß mit allen Gewalten eines modernen Krieges auszukämpfen, steigt der gläubige Katholik nun wieder in die stillen Tage der Fastenzeit. Das Kreuz, vor dem er sinnend steht, ruft den Gedanken an Schmerz und Not in ihm wach. Hier und da fühlt er sich auch angeregt, daran zu denken, daß Schmerz und Not einen jeden von uns eines Tages halten werden — bis zum Sterben. Das Sterben aber, das eigene, persönliche, geht uns dermaßen gegen alle Natur, daß wir hier auf einmal aufhören, Realist zu sein. Obwohl heute immer wieder gesagt und geschrieben wird, der moderne Mensch sei Realist, kein Träumer oder Wolkenwandler. "Fest und nüchtern" schaue er dem Leben ins Auge, sein Glauben, Hoffen und Planen fordere Tatsachen.

Mit Worten läßt sich vieles sagen. Die Wahrheit ist damit nicht immer getroffen. Es denkt der moderne Mensch nämlich überhaupt gar nicht an die größte und letzte aller irdischen Tatsachen, an sein Sterben. Immer ist er unfertig für beides, für das Leiden und für das Sterben. Alles Denken an diese Dinge schaltet er einfach aus, obwohl er weiß, daß die Zeit ganz gewiß kommen wird, da die Not bis zum Sterben ihn erfassen und halten wird, viele Stunden oder Tage lang, vielleicht auch auf Jahre.

Mit diesen Sätzen wollen wir jedoch nicht behaupten, das Menschendasein hier auf Erden sei nichts weiter als ein Vorbereiten auf den letzten

Weg, auf den Weg vom Kreuz in die Ewigkeit. Es hat uns Gott auch irdische Aufgaben gestellt, und nichts ist verpflichtender und realistischer als die von Christus gepredigte Nächstenliebe, die auch für rein irdische ökonomische, nationale und internationale Geschäfte von höchster Wichtigkeit ist.

Sie fordert nämlich unter anderen Dingen auch Achtung und Anerkennung der menschlichen Würde, der Gedanken, des Könnens und des nicht immer bösen Willens des Gegners. Die Pflicht der irdischen Aufgaben der Menschheit gegenüber "ist eine Pflicht der Zusammenarbeit mit allen Menschen guten Willens, seien sie nun gläubig oder ungläubig. Der christliche Glaube verleiht keine außerordentlichen Kompetenzen in zeitlichen Fragen. Wir müssen auf diesem Gebiet wie jedermann und mit jedermann planen und arbeiten. Was man die "soziale Lehre der Kirche" nennt, ist kein Zauberkasten, der die Lösung aller Probleme unseres Jahrhunderts enthält; sie ist vielmehr eine soziale Ethik. Diese Ethik ist charakterisiert durch die Sorge um die menschliche Person und die Werte, welche um ihretwillen gewahrt werden müssen' (A. Dondeyne).

Der Mensch, jeder Mensch, hat das Recht zu sein, und Mensch zu sein. Nun aber stehen wir wieder in der Zeit der Besinnung auf Christi und der Menschen Kreuz. Und es kommt so manchem die Frage: Wie hoch ist denn der Wert des Menschen, und wie lange bleibt er gültig? Das Leiden macht uns wertlos, das Sterben nimmt uns sogar alles Recht, zu sein. Sind wir gestorben, dann sind wir nicht mehr.

Das sind Fragen, die bis dahin noch kein Mensch überzeugend beantworten konnte. Man konnte nur das als Antwort wiederholen, was Gott uns darüber gesagt hat. In der Offenbarung Seines Evangeliums. Der Schriftsteller der französischen Schweiz, Denis de Rougemont, hat schon Recht, wenn er in einem Buche "Das Wagnis Abendland" sagt: "Mir scheint, daß in der Mystik, der Religion und ihren Erklärungen, die Ansprüche (auf die rechte Antwort auf unsere Fragen) erfaßt werden können." So ist es nämlich. Seit Christi Kreuz macht das Leid den Menschen nicht wertlos. Und das Recht zu sein — besitzt nur Gott. Uns ist das Menschsein als Gnade gegeben, auch das ewige Menschbleiben, das Gott uns anbietet, ist Gnade.

Die Gnade spielt eine wichtigere Rolle im Lauf selbst der modernsten Menschheitsgeschichte als wir es ahnen. Die Bestimmung, von Gott geplant, eines Tages bis zum Sterben zu leiden, schließt jedoch nicht aus, daß wir das Leiden und Sterben als uns etwas Fremdes betrachten dürfen, dem wir tatenlos ergeben entgegengehen müßten. Christus sprach nach Johannes 16:21 von der Angst, die jedem Weibe vor der Stunde des Gebärens kommt. Er selbst litt Seine Ölbergstunde. Kein Wunder, daß auch wir Angst verspüren. Angst vor dem Leiden. Kein Wunder, daß wir dem Auftrag Gottes gemäß: "Macht euch die Erde untertan", mit Hilfe allermodernster Wissenschaft nach Wegen und Mitteln suchen, dem Fluch des Kreuzes aus dem Wege zu gehen.

Es sucht der Mensch heute buchstäblich in allen Höhen und allen Tiefen des Universums nach Erlösung. Am Anfang des Jahres 1960 bot eine amerikanische Wochenschrift ihren Lesern Fragen und Antworten an, die uns darüber aufklären sollen, was im Jahrzehnt 1960 – 1970 an irdischen Errungenschaften zu erwarten sei. In diesem Jahrzehnt werde der Mensch auf dem Mond landen. Die Raumforchungsarbeit ziele unter anderem auch darauf hin, dem Menschen auf Erden zu helfen, sich vor tottragenden Wettern zu schützen — und Fernsehprogramme aus aller Welt ins Haus zu tragen.

Neben den Forschungen in den Welten des Universums geht die Arbeit an der Erforschung der noch unbekannten Regionen unserer Erde. Bis zum Jahre 1970 will man zum Wohl der Menschheit die Antarktis (Südpol) und die Tiefen der Meere wissenschaftlich und geo-wirtschaftlich erfaßt haben.

Ja, das Forschen der Menschen geht noch tiefer: Man fragt sich ernst, ob man nicht im Jahre 1970 bereits synthetische, von der Wissenschaft erbaute Lebenszellen haben werde.

Das menschliche Wissen und Werken ist, wie man sagt, auf bestem Wege, es uns hier auf Erden leichter zu machen. Während der Amerikaner heute wöchentlich 40.3 Stunden zu arbeiten hat, um sich Brot und Lebensluxus zu verdienen, verspricht man ihm für das Jahr 1970 nur noch 37.5 Arbeitsstunden per Woche mit besserem Verdienst und noch höherer Kaufkraft.

Man sucht das Kreuz zu umgehen. Der Michigamer Universitätsprofessor Dr. Raulph Gerard warnt jedoch, daß wir uns eine noch viel gesündere Bewirtschaftung der menschlichen Intelligenz erarbeiten müssen, wenn wir alles das und noch viel mehr erreichen wollen.

Wir stimmen dem schon zu. Gott hat uns den Auftrag gestellt, uns die Erde untertan zu machen, ohne Arbeit und Anstrengung aber werden wir es einfach nicht fertig bringen.

Nun ist es aber auch so, daß der Mensch, das Ebenbild Gottes, oft zum Abbild Satans wird, des ewigen Widerpartes Gottes. Wir sind gefallene Menschen, und Intelligenz allein hat noch nie genügt, Erlösung von unnotwendigen Erdenkreuzen zu wirken. Wie zum Beispiel vom Kreuz des Hungerns. Wenn uns auch einmal der Tag kommen sollte, an dem für jeden Schmerz medizinische Abhilfe zur Hand sein wird und für jeden Hunger ein Stück Brot: Die letzte Not des Menschen, die Not bis zum Sterben, kann nur Einer erlösend in ewiges Leben aufgehen lassen. Und das ist Gott. Wir können nicht einmal die Not bis zum qualvollen Sterben des Verhungerns und des Verkommens in Unfreiheit und Ketten aus der Welt schaffen, an der gerade heute Millionen leiden. Es braucht erst gar nicht bewiesen zu werden, wie kraftlos, erlösend zu helfen, menschliche Intelligenz und Wissenschaft sich hier erweisen. Hier wollen wir einmal lieber lernen, Realist zu sein und den Traum vom beglückenden Zeitalter der Wissenschaft aufgeben. Zur Intelligenz hinzu braucht der Mensch die Kraft der Moral. Und zwar nicht gerade irgendeiner Moral, sondern jener, die von der Gnade der Erlösung Christi ausgeht und dieselbe Gnade zum Ziele hat.

Still betend betreten wir nun wieder einmal die heilige Fastenzeit. Weltbesinnung und Gottesbesinnung soll uns nun kommen, bevor wir Ostern feiern. Immer steht Er nun vor uns, der erlösende Gott des Kreuzes. Sein Kreuz aber ist uns Hoffen auf ein Leben, reich an Begnadung und Hilfe von oben. An Gnade und Hilfe, die uns fertig machen und bereit für das Leid, falls es uns kommen sollte. Und das Kreuz ist unser Hoffen auch auf ein Sterben ins ewige Leben in Christus Jesus.

– Der Schriftleiter

Mein Gott, mein Gott, ...

Wir müssen versuchen, diesem Leid nicht auszuweichen, ob wir den Wehruf auch ganz in der Tiefe vernehmen, fern dem letzten Geheimnis, unter den trauernden Jüngern und Frauen. Wie viele werden es noch sein, die sich unter das Kreuz gewagt, unter ihm ausgehalten haben, bis sie diese verwirrende Frage vernehmen mußten? In ihr sind alle Fragen der leidenden Erde an Gott beschlossen; es kann kein Leid mehr über die Menschen kommen, das mit dieser Frage nicht schon ausgesprochen, getragen worden ist. Sie darf nicht an uns vorüberwehen; wir müssen erschrecken vor ihr, wie die Jünger erschrocken sein müssen. Ist nun alles verloren? Wo ist das Reich? Wenn auch Gott den Stifter des Reiches verlassen sterben läßt; wenn ein Geheimnis waltet, dem — sofern dieses Wort erlaubt ist — auch Christus auf seinem Wege nicht entgegensah; wenn Er selbst nicht mehr begreift und ein Warum möglich ist, das Gott selber spricht zu Gott und das ohne Antwort bleibt: was sollen die Armen dann tun, die geglaubt haben? Und was geschieht mit den andern, die diesen Glauben erst annehmen sollen? Jetzt bricht das Reich zusammen: sein Stifter stirbt, verlassen vom Vater, dem zu vertrauen er gelehrt, als Gescheiterter. Er hat eine Hilfe erhofft, die ihm nicht wird. Die Nacht ist ohne Zeichen. Einst tat sich der Himmel auf, und eine Stimme bezeugte den Sohn. Diese Stimme ist nicht mehr da. Es ist nur Leiden und Finsternis. Der Feind hat das Reich bezwungen.

Und doch ist es "sein Gott", der den Unglücklichen vergißt, unser aller Gott. Es ist der Gott glaubender Verzweiflung, verzweifelnden Glaubens, der Gott, der ist; denn wie könnten wir ihn anrufen und fragen, wenn er nicht wäre, wie könnten wir rechten mit einem Nich-Seienden? Oder aber die Marter zerbricht die Kraft eines Körpers, eines einst unbeirrbaren Geistes. Krankheit fordert ein Leiden ab, dem die Seele nicht widersteht. Sie ließ sich in Zuversicht führen von Kammer zu Kammer im Labyrinthe der Leiden. In einer jeden Kammer grüßte sie dankbar das Kreuz, in einer jeden schimmerte ein Licht — und welche wundersamen Lichter konnten es sein, deren sich das Auge nicht versehen hatte! Nun aber ist Nacht und in ihr tobender höllischer Schmerz, und die Kammer ist verschlossen. Hier ist nichts mehr als Qual, und die Kraft des in ihr lebendig Begrabenen versagt; er ahnt nichts von der nächsten Kammer, die vielleicht von Lichtern strahlt. Gott ist fern. Das Gebet verstummt. Die gefürchtete Frage der Verlassenheit brennt schlimmer als Schmerzen.

Aber ist diese Frage nicht Gebet: der letzte Notruf des Glaubens? Es mag Geister geben, die ganz unter dem vierten Worte vom Kreuze stehen, und Zeiten, deren eigentliches Wort dieses vierte Wort ist. Sie sind verlassen; aber wohl

denen, die den Schmerz der Verlassenheit erdulden! Der Verlassene weiß doch, daß er angewiesen ist auf einen Andern, der mehr ist als er, und ihm helfen kann. Er leugnet nicht, ob er auch nicht mehr begreift und fragend verzweifelt. Sein Warum ist das äußerste Wort der Sehnsucht. Wir müssen es fassen, daß es eine Liebe gibt, die nicht hilft, und diese Liebe ganz erfahren werden muß. Es gibt eine Stelle ohne Trost. Wir müssen uns auf sie bereiten. Wir müssen aushalten, wenn wir sie erreicht haben. Näher als hier können wir dem Kreuze, der Kreuzigung nicht sein. Es ist kein Trost in dem, was morgen geschieht, in der Hilfe, die etwa einmal kommen wird. Denn hier vor unseren Augen geschehen Dinge, die unverwindlich sind. Die Hölle ist aufgeklafft, und der Böse, der sich des Menschen bemächtigt hat, sättigt sich an unerhörter Qual, der Befleckung des Heiligen, dem Martyrium der Kinder, dem Sterben der Heimatlosen, der Schande der Unbeschützten. Es ist eine Liebe, die nicht hilft. Und von all der Not zieht sich ein Schleier um Gottes Bild, der nicht antwortet auf die Frage der Verzweifelten. Und das Bild wird düster; es verzerrt sich auf eine grausige Weise. Aber dies eine, einzige darf nicht geschehen; um diese eine Bewahrung möchten wir versagenden Herzens, schwankenden Glaubens bitten: Erhalte Dein Bild in uns, ob wir auch Dein Walten, das entsetzliche Geschehenlassen nicht verstehn! Schenke uns diese äußerste Kraft, die uns davor bewahrt, daß wir uns versündigen an Deinem Bild! Wir fragen, und unsere Frage verhallt im Dunkel. Wir können uns nicht ergeben in Dein Schweigen und fragen wieder und wieder. Wir wissen: die Not, die über uns zusammenschlägt, ist die Not unserer Schuld, und wir fragen doch. Aber Dein Bild bleibe rein. Du bist die Liebe, mächtig zu helfen, eine Liebe über alles Begreifen: die Liebe, die nicht hilft.

Aber wir stehen vorm Kreuz, und im Ruf des Verlassenen — über welchem Rufe das Reich zusammenbricht, die Welt verlorengeht — ist weit mehr Leid als unser Leid. Und so wollen wir uns fassen mit den Jüngern; wir wollen es lernen, den schrecklichen Ruf zu hören, ohne zu verzweifeln. Denn bis hierher sind wir dem Herrn gefolgt; war es doch Er, der uns führte. Wir wollen alle Worte seiner Verheißung, das Andenken seiner Werke in uns erneuern. Wir wissen: er ist die Wahrheit; er hat seinen Sieg über den Tod verkündet; er hat uns in die Herrlichkeit gerufen; er hat uns erwählt als Zeugen seiner Wiederkunft. Wir lassen nicht von ihm; wir bewahren sein Wort in der finsteren Stunde gegen das Zeugnis allen Geschehens, gegen die Übermacht des Teufels, der Leiden, der eigenen Herzensnot, uferloser Trauer, die uns ergreift und in uns steigen und im nächsten Augenblick uns hinunterzwingen will. Wir bewahren das Wort der Verheißung gegen die Mächte aus Seiner Macht. Wir bewahren es in der Stunde schlimmster Gefahr gegen Ihn selbst — und doch aus der Kraft, die er uns gab, aus seinem heiligen unvergänglichen Wort. Denn wir leiden nicht, wie er gelitten hat, mag auch Unausdenkbares über uns kommen. Über einer jeden Möglichkeit unseres Leidens steht das Kreuz, an dem Er den Vater fragte, warum er ihn verlassen; das Kreuz, über dem der Vater schwieg und an dem der Sohn dieses Schweigen bestanden hat. –

"Das Kreuz in der Zeit" von Reinhold Schneider.

In Christus ist etwas Ungeheures geschehen: Es is offenbar geworden, wie Gott gegen uns gesinnt ist: Dass Er die Welt nicht verachtet; sie nicht hasst; nicht mit ihr spielt; nicht in olympischer Unberührtheit auf sie herabschaut, sondern dass Er sie liebt.

Wenn einer einen anderen liebt, so bedeutet das, dass Er dessen Leben mitlebt, in Schenken und Empfangen mit ihm verbunden ist. Danach müssen wir die Ernsthaftigkeit des Gedankens, dass Gott uns liebt, bemessen. Er empfindet nicht nur ein fernes, unbeteiligtes Wohlwollen, sondern – ja Er liebt uns eben, in der ganzen Tragweite des Wortes. Das ist in Christus deutlich geworden. Es tritt aus Christi Reden hervor; aus der ganzen Art, wie Er sich um seine Menschenbrüder bemühte. Die letzte Ernsthaftigkeit des göttlichen Liebeswillens aber wird daraus deutlich, dass Er für uns starb.

Hier, in Christus, kommt etwas von jenseits unserer Welt her. Der Mensch gewordene Gott erhebt sich unter uns und sagt zu jedem, zu mir: "Ich will, dass du aus der Verlorenheit herauskommst. Ich will dein Heil."

Romano Guardini

Vom täglichen Beten

Von Alfons Kirchgässner

Fastenzeit ist nicht so sehr eine Zeit rein körperlicher Busse, sie ist eine Zeit der Rückkehr zu Gott. Und zwar einer Rückkehr aus ganzem Herzen und aus allen uns noch möglichen Kräften der Liebe. Der erste Schritt zu Gott ist das Gebet, das Reden mit Ihm. Auch der zweite Schritt und der dritte und tausendste — bis zum letzten, heisst: Beten. Beten aber ist nichts anderes als ein Reden mit Gott in vertrauender Liebe. Und der Vater, der "unser" ist, hört und gibt uns Sein Reich. In Gott muss der Mensch sich hineinbeten. Die Frucht, die geheimnisvolle Gottgeborgenheit, ist unsere Erlösung. –H.K.

Es ist uns gesagt, daß wir nicht weltlich gesinnt, nicht ängstlich besorgt, nicht auf schnöden Gewinn aus sein sollen. Das ist unmöglich ohne Gebet. Wir werden vom Fürsten dieser Welt beherrscht, von den Sorgen aufgezehrt, von der Gier gefangengenommen, wenn wir im Gebet uns nicht Gott zuwenden. Gebet bringt Ordnung ins Gewirre, befreit von verkehrten Bindungen, rüttelt das träge Herz auf, bricht die falsche Sicherheit und bannt die unnütze Sorge.

Aber beten, wenn es einem einfällt, ist zu wenig. Viele sagen: "Ich bete, wenn es mich dazu drängt", und dann müssen sie eingestehen, daß sie sehr wenig beten. Kein Wunder, für gewöhnlich ist der Mensch nicht besonders aufgelegt zum Gebet, wie er überhaupt zu anstrengenden Sachen nie besonders aufgelegt ist. Es wird niemand behaupten, Beten sei bequem.

Also ist Regelmäßigkeit notwendig. Es gibt zwar weder ein Gottesgesetz noch ein Kirchengebot , wie oft in der Woche man zu beten habe, aber das ist kein Grund, das Beten sein zu lassen. Gott hat uns auch nicht geboten, zu essen und zu trinken, wir tun es aus Instinkt. Wenn leider unser Instinkt uns nicht zum täglichen Beten treibt, so doch die Überlieferung und unsere Vernuft.

Vom alten Judentum hat die junge Kirche die Sitte übernommen, dreimal am Tag, wenigstens aber am Morgen und am Abend zu beten. In dieser Tradition, die bis heute in jeder guten Familie gepflegt wird — zum mindesten sagt man den Kindern, sie sollten das Morgen- und Abendgebet nicht unterlassen, wenn man es auch selber nicht mehr hält —, spricht sich wie in so vielen alten Traditionen eine Weisheit aus. Hier ist festgehalten, daß ohne Gebet das Leben zerfällt, daß ohne geordnetes, geregeltes Gebetsleben aber dieses Gebet selber zerfällt.

Man kann natürlich sagen, Gebet sei Herzenssache und könne nicht mit dem Glockenschlag abgeleistet werden. Man kann einwenden, Gebet sei kein Pensum, das Gott wie ein Schulmeister von uns fordere. Aber so berechtigt diese Bedenken sein mögen, sie zerschellen an der einfachen Tatsache, daß nichts von Dauer ist, was nicht seine Ordnung hat. Was einer dem Zufall überläßt, der persönlichen Laune, den unberechenbaren Umständen, das gedeiht nicht. Und noch eins ist dagegen zu halten: alles Schwierige will durch Übung gemeistert sein. Wer das Gebet nicht übt, wird immer in kümmerlichen Anfängen steckenbleiben.

Es ist Anstandspflicht, im voraus Gott den Tag zu weihen und am Abend für den Tag zu danken, der ja Gott gehört und uns von Gott geschenkt worden ist. Aber wichtiger scheint mir doch, daß das Beten um des Heils unserer Seele willen zum Bestand unseres Lebens, also zum Tagewerk hinzugehört.

Warum unterlassen so viele das tägliche Gebet? Die wenigsten aus Abneigung, aus schlechtem Gewissen oder aus Geringschätzung. Die meisten aus angeblichem Zeitmangel, nämlich weil sie keine richtige Ordnung am Morgen und Abend haben. Am Morgen wird zu spät aufgestanden; bedenke man, daß die Frühmesse zum anstrengenden Tagewerk unserer Vorväter gehört hat. Am Abend geht man zu spät ins Bett, weil man mit Lesen (von Zeitungen oder Romanen), Hören (von Radio oder Geklöne) oder Sehen (der Fernsehvorführung oder aus dem Fenster hinaus) nicht fertig wird. Es ist utopisch, sich ein regelmäßiges tägliches Beten vorzunehmen, wenn man nicht die wenigen Minuten dafür fest plant. Eine andere Schwierigkeit: man weiß nicht recht, was man denn beten soll. Obwohl diese Verlegenheit eigentlich sehr komisch ist. Man weiß nicht, was man am Anfang eines Tages, dem man mit Erwartung oder mit Verdruß, mit freudiger Spannung oder mit Angst entgegensieht, zu Gott sagen soll? Man weiß es wohl, aber hat nicht gelernt, was man sagen möchte, auch in einer schlichten Weise zu formulieren. Eine der wichtigsten Aufgaben der religiösen Erziehung ist es, dem Kind Mut und Sinn für das freie Beten zu geben, mit ihm das freie Beten, das an die Situation anknüpft, zu üben. Man weiß nicht, was am Ende eines Tages, der einem Sorgen, Erfolge, Begegnungen sehr verschiedener Art gebracht hat, der einen mit Dank und mit Reue erfüllt, beten soll?

Man wüßte es schon, wenn man es nur besorgte, ehe man vor lauter Gähnen kein Wort mehr herauskriegt.

Aber mag sein, daß es in vielen Fällen schwer ist, mit eigenen Gedanken und Worten zu beten. Dann ist aber die Zuflucht zu den Kindergebeten eine schlechte Hilfe. "O Gott, du hast in dieser Nacht" ist so übel nicht, und "Bevor ich mich zur Ruh' begeb" mag hingehen. Aber ideal ist es für einen Erwachsenen nicht, tagtäglich in diesen Reimen mit Gott zu sprechen und in ihren schmalen Gedankengang die Fülle eines bewegenden Tages zu pressen. Da riete ich schon eher zum Gesangbuch, in dem eine gute Auswahl von liturgischen und privaten Gebeten zu finden ist. Man sollte sich die zehn Minuten einmal nehmen und sich aussuchen, was einem passend scheint. Der eine wird entdecken, daß Gloria und Sanktus herrliche Gebete auch für zu Hause sind, der andere wird ein Gebet vom heiligen Bernhard oder von Kardinal Newman bevorzugen. Nicht vergessen seien die Psalmen, und nicht vergessen seien unsere Kirchenlieder, die zum großen Teil ja zuerst Gebete waren und dann erst mit Melodien verbunden wurden.

Man sollte vielleicht nicht zuviel abwechseln. Einen Monat oder eine Woche ein "Programm" durchhalten, schon darum, daß man sich hineinbetet. Wer mehr Zeit und Liebe zur Liturgie hat, sei darauf aufmerksam gemacht, daß die Prim für den Morgen und die Komplet für den Abend sich nun schon in vielen Gesangbüchern finden; und wer sie darin vergebens sucht, findet sie im "Kirchengebet", das in seiner Millionenauflage zahllosen Jugendlichen den Weg ins liturgische Mitleben gewiesen hat.

Ja, wird mir einer sagen, ihr Theologen habt gut reden, ihr habt Zeit zum Beten, ihr müßt ja für euer Brevier anderthalb Stunden reservieren, aber wir Weltleute, wenn wir auch einmal Zeit haben, wir sind nicht zu einer längeren Konzentration fähig, wie eure Vorschläge voraussetzen.

Dafür habe ich noch einen anderen Vorschlag, und er beruht auf einer langen Tradition. In der alten Kirche empfahl man den Neugetauften, täglich am Morgen und am Abend das Vaterunser und das Credo zur Erinnerung an ihre Taufe zu beten. Nun, in diesen beiden Formeln steht so ungefähr alles, was wir brauchen. Und ihre Verbindung mit der Taufe erhebt sie in den höchsten Rang. –

Das Kind und der alte Mensch

Auf dem Bild eines mittelalterlichen Meisters sieht man, wie die Drei Weisen aus dem Morgenlande vor dem göttlichen Kinde knien. Das Kind hebt seine Hand und streicht einem der alten Männer zart und kosend über die tiefen Runen seines Gesichtes, die das Leben, mit seinen Hoffnungen, Leiden und Sorgen dort hineingegraben hat. Und der Alte lächelt. Er vergißt den langen Reiseweg. Er vergißt sein eigenes Alter, sein Wissen und begegnet dem Kinde mit gleichem Herzen. Kosend zärtlich tasten die alten Hände über das junge Leben.

Man schätzt es heute nicht, alte Menschen in den illustrierten Blättern abzubilden; man schätzt es überhaupt nicht, länger bei ihnen zu verweilen. Sie sind ja nicht immer weise, noch haben sie Macht in den Händen wie in einigen Ländern. Die Neger werfen ihre alten Leute darum in die Sambesifälle.

Vielleicht sitzt vor dir gerade die Großmutter. Sie stöhnt über ihr Gesicht. Sie mäkelt und schimpft auf die unruhige Zeit. Dann wieder schreit dein Kind zu laut. Außerdem erscheint ihr die moderne Kleidung zu grell und die Frisur zu wirr.

Ich sehe das Bildnis von Dürers Mutter vor mir. Ihre Augen sind übergroß geweitet. Sie blicken durch uns hindurch und wissen bereits um Dinge, die uns verborgen sind. Und selbst, wenn diesem Blick das normale Denken fehlte, wenn diese Frau bereits dem Alterswahn verfallen wäre, irr und sogar lächerlich daherredete, so blieben doch die Spuren in ihrem Gesichte die Runen des Lebens.

Ich denke daran, daß am Gründonnerstag der Bischof im hohen Dom den zwölf ältesten Leuten die Füße wäscht, so wie es Christus bei seinen Aposteln getan hat.

Laß auch dein Kind vor dem alten Menschen in deinem Hause knien, damit die zittrige Hand das Segenszeichen auf die Kinderstirne schreibe. Mäßige den fröhlichen Lärm deines Kindes in der Gegenwart der Alten. Vielleicht gewinnst du es sogar zu kleinen Diensten, indem du selbst damit beginnst. Kinder sind ja gerne dazu bereit, den Kaffee hineinzutragen, der alten Großmutter die Handschuhe zu bringen oder einfach zu ihren Füßen zu sitzen.

Da wird die alte Frau dein Kind in ihre Arme nehmen, wie es der Weise aus dem Morgenland wohl mit dem Jesuskind getan hat. Sie begegnen sich in so zärtlicher Liebe, wie es nur alte Menschen und Kinder vermögen. Ihre Herzen sind sich nahe. Die Zeit hört auf bei ihnen, und das Geheimnis des Ewigen beginnt, darin der Lebenskreis sich rundet. – P.G.

An dem Tage, an dem der Mensch vergißt, daß Liebe und Opfer wesenverwandt sind, wird er sich fragen, was das für ein Gott ist, der nach Abtötung und Selbstverleugnung verlangt.

Fulton Sheen

Es ist eine furchtbare Täuschung, wenn der Mensch sein Verlangen nach Herrlichkeit dahin pervertiert, daß er andere unter sich, statt Gott über sich sehen will, wenn er also selbst-herrlich sein will. Die Täuschung liegt darin, daß er herrlich ja nicht anders werden kann, als im Hin-Blick auf Gott, den allein Herrlichen, im Absehen von sich selbst — während er umgekehrt im Absehen von Gott notwendig allen Glanz, alle Ehre verliert.

Heinrich Spaemann

Hilfe, wir verbloeden!

Auswirkungen der Sensationspresse

In jeder größeren canadischen Stadt finden wir deutsche Geschäfte. Und zwar nicht nur Wurstgeschäfte. Der Deutsche braucht Geist. Er braucht sogar sehr viel Geist und Geistesnahrung, behauptet er stolz. Darum haben wir auch überall eine deutsche Buchhandlung, oder sogar deren zwei und drei. Dort findet man deutsche Bücher, auch mit spannendsten Titeln, in Buchform gefaßte "Fortsetzungsromane" unserer Wochenschriften. Daneben stehen dann auch auf langen Regalen die neuesten deutschen Illustrierten, und daneben die weniger illustrierten, doch wie schlagender Blitz flammenden Wochenschriften von drüben. Wie "geisteshungrig" nach ihnen gegriffen wird, braucht nicht erst beschrieben zu werden. Von dieser Art Sensationspresse spricht Weihbischof Kampe von Limburg im folgenden Artikel. Wie wäre es, wenn wir diesen Artikel einmal praktisch besprächen? Es ließe sich da eine sehr interessante Diskussion für den Kolpingsabend oder andere katholische Monatsversammlung zusammenbringen. Der deutsche Katholik im Ausland hat Verantwortungen. Auch geistig-religiöse, die sich nicht so einfach beiseite schieben lassen. Man kann übers Meer fahren, aus der Heimat in ein neues Land. Das Rückwärtsfahren, das Fahren aus der Heimat angestammten Glaubensgutes ins neue Land der religiösen und kulturellen Verantwortungslosigkeit, führt in dunkle Tage hinein. Wir haben unseren "Marienboten". Verbreiten wir ihn. Wenn er auch arm aussieht (seines Herzens und seiner Gedanken Armut muß man erst einmal beweisen!): Wir alle haben einmal arm angefangen. Wir sind wohlhabender geworden, weil man den Mut zur Arbeit und zu Opfern hatte. Und das gilt auch hier, bezüglich des "Marienboten". Arbeit und Mut unserer deutschen Katholiken hier in Canada brauchen wir. Dann wird auch der "Marienbote" einmal etwas werden!

Die vielen vergeblichen Bemühungen um eine gesetzliche Neuregelung des Pressewesens sind ein Anzeichen dafür, daß unser Blätterwald von Schädlingen bedroht ist. So groß und so berechtigt die Bedenken gegen eine Einschränkung der Pressefreiheit auch sein mögen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die Befürworter einer Beseitigung mancher Mißstände durch ein neues Gesetz oder doch durch eine Novelle zum Pressegesetz den Finger auf eine offene Wunde gelegt haben. Mehr und mehr haben sich die Zustände im Zeitungswesen im Laufe der letzten Jahre verschoben. Die Erschütterungen unseres gesellschaftlichen Lebens sind auch an der Presse nicht spurlos vorübergegangen. Nachdem die traditionellen Zeitungen und Zeitschriften im Dritten Reich ihren Charakter verloren und schließlich ganz zugrunde gegangen waren und dann die Besatzungsmächte bei der Neugründung der Nachkriegspresse Pate gestanden hatten, war nach der Freigabe ein kommerzieller Zug in Verlagshäuser gekommen. Gewiß haben immer schon die Zeitungen um ihre Existenz kämpfen müssen und auch versucht, sich eine gesunde finanzielle Basis zu beschaffen. Das ist nicht mehr als recht und billig. Aber das Materielle war doch nur die Grundlage des Pressewesens. In erster Linie wollten die Herausgeber der Presseorgane Nachrichten vermitteln und die öffentliche Meinung bilden. Es ging ihnen darum, einen Standpunkt zu vertreten und Ideen zu verbreiten. Gerade die ganz großen Zeitungen taten dies mit einem solchen Aufwand an Mitteln, daß sie in den seltensten Fällen sich selbst trugen. Hinter ihnen standen gesellschaftliche Gruppen, politische Parteien und Wirtschaftskreise, die unter großen finanziellen Opfern ihr Organ, das ihre Meinung vertrat, am Leben erhielten.

Selbstverständlich gibt es solche Zeitungen auch heute noch. Sie gehören zu den wertvollsten Publikationen, die wir besitzen. Mit großem Ernst erfüllen sie in unserer demokratischen Gesellschaft eine Funktion, die nicht zu unterschätzen ist. Neben den Parlamenten und den großen Organisationen der Massengesellschaft vertreten sie eine unabhängige Meinung in der Öffentlichkeit. Daneben aber hat sich in den letzten Jahren eine Art Presse in den Vordergrund geschoben, deren einziges Interesse das Geschäft ist. Gewiß gab es solche Presseorgane auch früher, aber sie standen doch mehr am Rande des gesamten Zeitungswesens. Es gab ein ungeschriebenes moralisches Gesetz des Journalismus, dem auch sie unterworfen waren. Solche Zeitungen und Zeitschriften haben gar nicht mehr die Absicht, Nachrichten zu verbreiten oder eine Meinung zu äußern oder den Geist zu bilden. Sie gehören vielmehr zur Unterhaltungsliteratur. Aus der Fülle der Nachrichten bringen sie ausschließlich solche, die einen sensationellen Charakter haben, oder sie biegen sie so lange um, bis sie dem Unterhaltungsbedürfnis der Massen dienen. Sie haben mit der Wirklichkeit nur noch wenig zu tun, sondern sie wollen Geschichten erzählen und die Zeit vertreiben. Sie sind die modernen Märchenerzähler, die ihre Leser ebenso wie der Film in eine falsche Traumwelt einlullen, die mit der realen Welt keine Verbindung mehr hat. So werden sie zu Verführern, die die Menschen lebensuntüchtig machen.

Man könnte dagegen einwenden, daß Geschichtenerzähler auch ihre Daseinsberechtigung haben, da sie die Phantasie anregen. Aber dann

dürfen sie sich nicht den Schein der Wahrheit anmaßen, wie es die Sensationspresse unserer Zeit tut. Alle die Geschichten von Soraya, Prinzessin Margaret, der Callas und anderen Lieblingen des Massengeschmacks sind ja im Grunde verlogen, auch wenn sie in Einzelheiten stimmen sollten. Das geschickte Mixen der Tatsachen zu einem Schaumgebilde von phantastischer Wirkung, wie es gewisse Nachrichtenmagazine vortrefflich verstehen, erweckt den Eindruck, als ob man hinter die Wirklichkeit schaute, tatsächlich aber wird man selbst getäuscht und hinters Licht geführt. Da zudem der Mensch nun einmal die merkwürdige Eigenschaft hat, an dem Bösen mehr Interesse zu finden als an dem Guten, und da diese Art von Presse nur das eine Interesse hat ,den Leuten die Groschen aus der Tasche zu ziehen, sind ihre Produkte vorwiegend eine Kolportage über Laster aus der Sudelküche unserer Gesellschaft.

Es ist höchst fragwürdig, ob gesetzliche Regelungen dem Übel beikommen können. Sie können höchstens die schlimmsten Auswüchse hindern und sollten es auch tun. Aber an die Wurzel des Unkrauts kommt man so nicht heran. Das kann nur durch unermüdliche Aufklärung geschehen. Vor allem muß der positive Weg beschritten werden, der in einer Förderung der guten Presse besteht. Eine Lösung des Problems kann nicht darin bestehen, das wir uns nun auch der Methoden der Oberflächlichkeit und der Sensationsmacherei in Form einer Art Mimikry bedienen. Die ernstzunehmende Presse sollte den Mut haben, sich selbst treu zu bleiben, aber sie müßte in ihrem Existenzkampf auch von allen unterstützt werden, die die Gefahren der Sensationspresse erkannt haben.

Auch die Kirche hat ihre Aufgabe. Sie steht ja heute an allen Fronten im Kampf mit der Geschmacks- und Moralverbildung, die wir überall antreffen können. Wir haben zwar heute in Deutschland keine großen katholischen Tageszeitungen von Weltrang mehr, aber wir haben ein kirchliches Zeitschriftenwesen von hoher Qualität. Was jedoch fehlt, ist die Mithilfe der gläubigen Christen. Es dürfte heute keine katholische Familie mehr geben, die nicht ein besonderes Apostolat in der Unterstützung der katholischen Presse sieht. Wir besitzen eine Vielfalt von Zeitschriften, die allen Interessen dienen und jeden Geschmack befriedigen können. Aber wir kennen sie nicht, wir beziehen sie nicht, wir lesen sie nicht. Mit geringer Anstrengung müßt es uns möglich sein, unser Zeitschriftenwesen zu weit höheren Auflagen zu führen und so seine Qualität und seinen Einfluß erheblich zu steigern. Wir müßten nur alle den Schund und Schmutz energisch abschütteln, den wir täglich für unsere guten Groschen kaufen und für den wir Woche für Woche erhebliche Summen aufwenden. Wir sollten uns selbst befreien von der Verblödung unseres Geistes und der Vergiftung unseres Gemütes. –

UNSER CHRISTLICHES ANLIEGEN

Woche der Brüderlichkeit? Warum nur eine Woche! Hat nicht Christus gesagt: "Einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder?" Und gilt dieses Wort nicht in allen Tagen und Wochen unseres Lebens? Gewiß, die so fragen, haben zweifellos recht. Brüderlichkeit, oder mit einem anderen Wort: Nächstenliebe ist der Maßstab eines jeden Christenlebens. Worte wie: "Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst"; "Wer seinem Bruder zürnt, wird dem Gerichte verfallen"; "Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan', solche Worte sind uns allen bekannt und werden uns von der Kirche immer wieder vor Augen gestellt. Aber mit der Woche der Brüderlichkeit ist es wie mit dem Erntedankfest. Die Kirche sagt uns das Jahr hindurch immer wieder, daß jede gute Gabe von oben kommt, vom Vater des Lichts, und kein Tag vergeht, an dem die Kirche nicht Dank sagt für all diese guten Gaben — und doch feiern wir einmal im Jahr ein Erntedankfest. So wenig, wie dieses ein Fest im wirklichen Sinn ist, so wenig ist die Woche der Brüderlichkeit ein Fest der Brüderlichkeit im wirklichen Sinn. Das Erntedankfest ist ein profaner, ein bürgerlicher Gedenktag, den die Mutter Kirche in ihre liturgische Sphäre erhoben hat. Und so sollte es auch mit der Woche der Brüderlichkeit werden. Diese Woche hat das Ziel, die Menschen an ein friedvolles Zusammenleben zu erinnern. Störungen, Streit, Haß werden durch Spannungen aller Art herbeigeführt. Wir können sie aber abbauen und schließlich ganz vermeiden, wenn wir uns vorurteilslos bemühen, andere Gruppen, Konfessionen, Nationen kennenzulernen. Denn Kenntnis des anderen führt bei ehrlichem Willen zur Anerkenntnis, zum Verständnis des Andersseins unseres Mitmenschen. Die Woche der Brüderlichkeit im Monat März steht unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten. Sie wird nicht nur in der Bundesrepublik, sondern bereits seit manchen Jahren an vielen Orten der Welt begangen. So trägt sie dazu bei, die internationalen Spannungen zu lösen; denn wo die Politik nicht mehr ausreicht, ist es die Brüderlichkeit, die die guten Beziehungen von Mensch zu Mensch schafft.

Laßt uns miteinander gut sein; nur die Liebe hält die Welt zusammen.

Maria Nels

Zuspruch

**Jeder Tag ist eine Furche
in dem Acker Zeit.
Und dahinter ragt Gebirge
Der Unendlichkeit.
Jede Stunde will dich rufen:
Sei bereit!**

**Säe in die Spuren
deiner Endlichkeit,
deines Herzens Werk.
Siehst du Ernte nicht und Ende,
sei getrost, vertrau:
Einer ist, der es vollende.**

Walter Franke

Das Leben und der Tod

Eine Erzählung um einen Prälaten und ein kleines Kind

Von Frank Frey

Der Erzbischof war ein weiser Mann. Er kannte die Problematik der Zeit, hütete sich aber, ihre Erscheinungen wichtiger zu nehmen, als sie es von Natur aus waren. Deshalb besagte es auch nicht viel, daß sich Se. Exzellenz ein Auto angeschafft hatte; eines jener hochbeinigen, imposant lärmenden Fortbewegungsmittel, die eine geradezu unwahrscheinliche Geschwindigkeit an den Tag zu legen vermochten. Wie zu erwarten, nahmen viele geistliche Herren seiner Erzdiözese dieses Auto zum Anlaß, zeitgemäße Problematik in ihren Predigten zu behandeln, die schließlich in die Frage mündete, was rentable und dem Seelenheil zuträglicher sei: Pferd oder Auto. Die Antwort erfolgte unterschiedlich. Doch Se. Exzellenz, der Erzbischof, schwieg. Er fuhr schweigend im lärmenden Auto; ruhig, gütig, lächelnd, segnend. . . .

Dieses problemumwitterte Projekt des Hochwürdigsten Herrn tobte nun außer Rand und Band durch eine Serpentine in den "Schwarzen Bergen". Dann und wann wälzte sich die Kuppe des Vielky Racki aus den Nebeln, und an den Straßenrändern siechte der Schnee schmutzigbraun dahin. Die Tannen und Fichten standen noch etwas steif vom klirrenden Frost der vergangenen Wochen beieinander. Im Fond des Wagens saß diesmal der Prälat. Er versuchte schon seit drei Stunden vergeblich, für die Seelenruhe seines verstorbenen Bruders zu beten, der, gleich ihm geistlichen Standes, sein junges opfererfülltes Leben in einer Schlucht des Vielky Rackies neben einem Wilderer ausgehaucht hatte, nachdem er ihm noch kraft seines Amtes die Sünden vergeben hatte. Auf dem Rückweg stürzte er selbst ab und starb neben dem gewesenen Missetäter. Doch der Prälat konnte sich nicht konzentrieren. Der Lärm des Motors hinderte ihn daran. Er versuchte deshalb das Thema seiner nächsten Dompredigt zu ordnen, in der er das Problem der Motorisierung im Interesse der Sache selbst und der des Hochwürdigsten Herrn zu behandeln gedachte. Aber auch das gelang ihm nicht, denn er mißtraute dem Fahrzeug, das röhrend und knatternd über den ansteigenden Weg stolperte und den Anschein erweckte, als wollte es jeden Augenblick unwiderruflich stehenbleiben. Der Prälat seufzte und schrie dem Chauffeur zu: "Heiliger Gott, ich fürchte, es wird stehenbleiben! Und die Schäfchen meines seligen Bruders bringen es fertig, ihn ohne meinen Segen der Erde zu überantworten!"

Freundlich grinsend drehte sich der Chauffeur dem Prälaten zu und brüllte beruhigend: "Zwar fahre ich dies Auto erst zum vierten Male, Euer Gnaden, aber bislang konnte ich es immer, wenn es mal stehenblieb, wieder in Bewegung setzen!"

Der Motor setzte einige Herzensschläge lang aus, um dann mit gesammelten Kräften erneut zu grölen.

"Der Berg", schrie der Prälat, "wird ihm das Lebenslicht ausblasen!" Der Chauffeur, der noch immer beruhigend lächelnd den Prälaten im Fond ansah und — ohne auf die Straße zu achten — rein gefühlsmäßig eine gefährlich spitze Kurve nahm, philosophierte brüllend, um verstanden zu werden: "Alles, was lebt und sich bewegt, hat einmal ein Ende, Euer Gnaden! Es liegt in Gottes Hand, ob wir das Auto über den Berg bringen oder nicht!"

Resigniert schloß der Prälat die Augen, ließ sich von einer dicken, blau-schwarzen und übelriechenden Wolke einhüllen, die irgendwo unter dem Auto hervorschoß, und brummte skeptisch: "Am Ende hat's doch der Teufel erfunden — und der Teufel wird's wahrscheinlich auch holen!"

Das Auto rollte indessen in ein enges Tal hinunter, wobei es fortwährend ohrenbetäubend knallte und der Prälat ernstlich überlegte, ob so eine Maschine nicht auch explodieren könne wie eine Granate. Doch es kam Gott sei dank nicht so weit. Holpernd und schnaufend hielt der Wagen ruckartig vor einem offenen, hölzernen Turm, in dem hastig eine kleine Glocke schwang. Der Motor war verstummt, aber der Prälat hörte nichts. Es schien ihm, als habe der

---

Mariä Verkündigung

Und sahst du hinter morgenlichten Schwingen
ein ragend Kreuz von Purpurschatten schwer?
Und hörtest aus des Engels Wundermär
Hosanna du, und — Cruzifige klingen?

Und ahntest du, daß ob der höchsten Würde
das Schwert der siebenfachen Schmerzen hing,
daß deine Seele, da sie ihn umfing,
sich anvermählt der allerschwersten Bürde?

Und deine Kinderlippen konnten sprechen
ihr herrlich Fiat — "Sieh, die Magd des Herrn!"
Du Meisterin im Rätselland der Leiden.

Oh, wenn wir seufzen unter Gram und Schwächen,
schließ auf des Lebens tiefsten Sinn und Kern:
Die höchste Weisheit liegt im Dulden, Meiden!

Mater Generosa

tobende Motor alle Geräusche dieser Welt vorzeitig verschleudert, so daß es nichts mehr gab, was hörenswert gewesen wäre.

In dieser Stille, die ihn geradezu der Welt entrückte, überließ sich der Prälat dem Willen des himmlischen Vaters, dem Mysterium des Todes, der Trauer und dem Schmerz um den toten Leib seines Bruders. Nach und nach vernahm er schließlich den Klang der aufgeregten Glocke im Turm und hörte die Stimme seines Chauffeurs: “Euer Gnaden, die drinnen werden warten!”

So trat der Prälat in die kleine Holzkirche. Erneut war große Stille um ihn. Auf einer hölzernen Trage, über die man ein prächtiges Bärenfell gelegt hatte, lag, in sein Meßgewand gekleidet, sein Bruder vor den Altarstufen. Die Männer der Gemeinde standen dichtgedrängt abseits in einer Ecke, drehten die breitkrempigen Hüte verlegen in ihren Händen und rückten, leise räuspernd, an ihren breiten, talmiüberladenen Gürteln, die schwarze Westen, leidlich saubere Hemden und rote oder schwarze Hosen zusammenhielten.

Ganz allein stand der kleine, dicke Prälat im Altarraum und sah auf seinen Bruder hinunter. Für einige Augenblicke schien ihm dieser Zustand unfaßbar. Er begann zu zwinkern. Licht, Bruder und Altar brachen sich plötzlich im bizarren Spiegel einer Träne, die nicht Kraft genug hatte, sich aus den Lidern zu lösen.

Anastasi Gorri der Bürgermeister, trat zu ihm. “Euer Gnaden”, sagte er heiser und stockend, “er war unser Vater. Er hat alles mit uns geteilt. Wir haben ihn geliebt.”

Das bißchen Wasser trocknete in den Augenwinkeln des Prälaten zusammen. “Habt ihr keinen Sarg für ihn?” fragte er.

Anastasi räusperte sich. “Es ist das Fell des schönsten und größten Tieres, das bei uns je erlegt worden ist, Euer Gnaden, ehe es die Regierung verboten hat. Zwei Männer sind an diesem Bären gestorben. Und der dritte, der ihn töten konnte, war mein Vater!”

Aus dem dämmerigen Licht der Kerzen traten sie in den Schimmer der Sonne, die als scharfumrandete Scheibe in lichten Nebeln stand. Der buntgekleidete Zug bewegte sich über steile Pfade durch den Wald. Die Fichten standen stramm und ehrfurchtsvoll inmitten des zuchtlosen Haufens Unterholz, und einige Elstern flatterten nervös über lichten Waldstellen.

Wild, klein und zerfurcht wie die Berge war der Friedhof. Der Wind spielte mit dem Manipel am linken Arm des Toten, als die Männer die Trage vor dem offenen Grabe absetzten. Zwei Frauen traten zum Toten, schlugen das Fell um ihn und nähten es mit großen Stichen in der Mitte zusammen. Die Stücke der Schenkel und Tatzen hingen wie kostbare Kolliers über die Trage und verdeckten das rohe Holz. Auf das Gesicht des Toten legten sie ein weißes Tuch, wobei ihnen der Prälat mit scheuer und zärtlicher Gebärde seiner kurzen Finger half. Still und unauffällig nahm er Abschied von seines Bruders Leib. Alle beteten laut, als die Männer die Trage in die Grube senkten.

Der gewaltigste Prediger der Erzdiözese, der Prälat, stand am Grabe seines Bruders. Er durchforschte die große Problematik des Priesterlebens seines Bruders, das fern allen knattern-

ST. JOSEPH

Die christliche Überlieferung aller Jahrhunderte hat das Charakterbild St. Josephs aus dem einfachen Gedanken heraus geformt, daß Gott an ihm besonderes Wohlgefallen haben mußte, wenn er ihn so hoch erhob.



Und haben wir nicht in den wenigen Szenen, die in der Heiligen Schrift von ihm berichten, eine Bestätigung der Tradition? Wie heilig muß dieser Mann gewesen sein und wie zart in seinem Empfinden, wie groß in seiner Treue und Tapferkeit, daß er dem Gotteskind und der Jungfrau-Mutter zum Schützer und Ernährer bestellt war.

Bei Lebzeiten ein kleiner Handwerker, so arm und verachtet, daß selbst dem Menschensohn gelegentlich die anscheinend niedrige Abstammung zum Vorwurf gemacht wurde, ist Joseph von der Kirche den großen Kirchenlehrern und Patriarchen beigesellt worden; und mit Recht. Diese hüteten den Glauben vor inneren und äußeren Feinden, er aber hat den Urheber des Glaubens vor dem Herodes gerettet. Sie haben ihren Herrn in der Hülle des Brotes durch die Welt getragen, er aber durfte den lebendigen Gott in Menschengestalt behüten. Er war nicht der silberhaarige Greis, als den Bilder und Statuen ihn oft darstellen. Er war ein kämpfender, fühlender, mitten im Leben stehender Mensch wie wir.

Schutzpatron der Kirche, der Familie, der Sterbenden — mit diesen hohen Titeln ehrt die Kirche ein männlichen opferbereites Herz.

Hans Hümler: Helden und Heilige

"Der wahre Frieden kommt von Gott"

Aus der Weihnachtsbotschaft

von Papst Johannes XXIII.

Die Grundlagen für einen wahren Frieden und die Aufgaben der Kirche für seine Verwirklichung legte Papst Johannes XXIII. in seiner Weihnachtsbotschaft 1959 dar.

Wir stehen wieder vor dem Weihnachtsfest, dem zweiten Unseres Pontifikates. Wenn Wir dieses Fest, im Geist vereint mit Maria und Joseph auf ihrem Wege nach Bethlehem, wieder so nahe vor Uns sehen, genießen Wir schon einige Tage zuvor die Vorfreude der Lieblichkeit, die Uns entgegenströmt vom Engelsgesang, der Uns den himmlischen Frieden verkündet, allen Menschen dargeboten, die guten Willens sind. Unsererseits haben Wir Lob und Ehrerbietung für den guten Willen so vieler Vorkämpfer und Botschafter des Friedens in der Welt: Staatsmänner, erfahrene Diplomaten, einflußreiche Schriftsteller. Aber die menschlichen Versuche, den allgemeinen Frieden zustande zu bringen, sind noch weit entfernt von den Berührungspunkten zwischen Himmel und Erde. Dies bedeutet, daß der wahre Friede nur von Gott kommen kann, daß er nur einen Namen hat: Pax Christi — der Friede Christi. Der wahre Friede hat dreierlei Gestalt:

Der Friede des Herzens

Der Friede ist vor allem etwas Innerliches, eine Angelegenheit des Geistes, und die liebevolle kindliche Abhängigkeit vom Willen Gottes ist die Bedingung, die ihm zugrunde liegt. Der heilige Gregor von Nazianz sagt: "Der Wille Gottes ist unser Frieden." Alles, was diese Gleichförmigkeit und Einheit des Willens abschwächt, zerbricht oder zersplittert, steht im Gegensatz zum Frieden, an erster Stelle die Schuld, die Sünde. "Wer hätte je dem Allmächtigen getrotzt und dann Frieden gehabt" (Job 9, 4). Der Friede ist das glückliche Erbteil derer, die das Gesetz Gottes befolgen: "Großer Friede sei denen, die dein Gesetz lieben" (Ps. 118, 165). Aber ist der Friede denn nicht die Frucht guten Willens? Der gute Wille fehlt aber, wenn man sich nicht ernsthaft vornimmt, das Gesetz Gottes zu achten, sich nach seinem Geheiß zu richten, seinen Weg zu gehen, — mit einem Wort: Wenn man sich nicht ernsthaft vornimmt, in der Wahrheit zu leben. Dies ist die Verherrlichung, die Gott vom Menschen erwartet: "Friede den Menschen, die guten Willens sind!"

---

den Motoren, allen Reden gottloser Politiker, dem schamlosen Lachen standesgemäß verheirateter Dirnen und der Engelmusik klimpernder Zlotys in den Banktresoren des Landes gestanden hatte. Und bei aller Trauer und allem Schmerz kam ein neues, schreckliches Empfinden über ihn: er fand keinen Anfang . . . .

In diesem Augenblick tauchte ein Junge am Waldrand auf, der schon auf Entfernung zu schreien begann: "Anastasi! Die Frau sagt, es kommt gleich! Du mußt dich beeilen!"

Erleichtert, aber auch mißbilligend, sah der Prälat zum Störenfried hin. Und Anastasi, der Bürgermeister, kam mit gewichtigen Schritten und einem aufgeregten Gesicht auf den Prälaten zu und sagte etwas verworren: "Es ist nur, Euer Gnaden, weil das Kind jetzt schon kommen will. Es sollte noch gar nicht kommen, doch es hat sich wohl verfrüht. Nun wollte ich am Nachmittag einen bösartigen Einzelgänger töten, der schon viele Junghirsche in die Schlucht hinuntergeschleudert hat. Es ist ein heimtückischer Mörder, Euer Gnaden. Da hätte ich ein gutes Lager für das Kind gehabt. Denn: ein Kind, wenn es geboren ist, ist empfindlich. Wenn Euer Gnaden erlauben, — sonst ist es zu spät —, das Bärenfell ist groß, und ein Kind ist klein und bescheiden." Er zog ein leichtgekrümmtes Messer aus dem Gürtel und deutete damit ins Grab. "Es braucht nur ein ganz kleines Stück zu sein, Euer Gnaden. Nicht nur der Wärme wegen für das Kind, sondern auch als Andenken an ihn, den wir geliebt haben. Ich weiß", fuhr Anastasi fort, "Euer Bruder würde uns auch jetzt noch zürnen, wenn wir mit unseren Nöten allein fertig werden wollten und sie nicht mit ihm teilten."

Der Prälat begriff langsam. Als er ganz begriffen hatte, zeigte er sich ganz bestürzt. Aber plötzlich ergriff er die Hand des Bürgermeisters, die das krumme Messer hielt, und sagte mit einem kleinen Lächeln im traurigen Gesicht: "Wenn er alles mit euch geteilt hat, als er lebte wird er auch teilen, wenn er tot ist. So sei es erlaubt."

Anastasi nickte eifrig und kletterte in das Grab. Er schnitt geschickt ein Stück des überhängenden Bärenfelles ab. Das abgeschnittene Fellstück über der Schulter, zog er sich wieder hinauf. Und er befahl den Männern, das Grab zuzuschaufeln.

Sie kamen alle zu gleicher Zeit im Hause des Bürgermeisters an: die Leute und das Kind. Anastasi breitete das Fell sorgsam aus, und die Frau legte das Kind, nachdem sie es gewaschen und gewickelt hatte, darauf. Anastasi, stolz und aufgeregt, sagte mit einem Blick auf seine Frau zu dem Prälaten: "Es ist ein Junge, Euer Gnaden. Euer Gnaden werden die Güte haben, ihn zu taufen. Er soll den Namen Aloisi bekommen. Das war der Name Eures Bruders. Denn ich frage, Euer Gnaden, ist es nicht recht und billig, daß sie auch den Namen teilen, nachdem sie bereits das Lager miteinander geteilt haben . . .? –

Sozialer Friede

Dieser fußt unerschütterlich auf der gegenseitigen Achtung der persönlichen Würde des Menschen. Der Sohn Gottes ist Mensch geworden, und die durch ihn erwirkte Erlösung betrifft nicht nur die Menschheit als Ganzes, sondern auch jeden einzelnen Menschen. Das ist die Lehre der Kirche, die zur Lösung der sozialen Fragen ihren Blick stets auf die menschliche Person gerichtet und immer darauf hingewiesen hat, daß die Sachen und Institutionen — die Güter, die Wirtschaft, der Staat selbst — an erster Stelle für den Menschen da sind, und nicht der Mensch für sie. Die Ruhestörungen, die den inneren Frieden der Nationen ins Wanken bringen, haben ihre Hauptursache darin, daß der Mensch beinahe ausschließlich wie ein Werkzeug, eine Ware, ein armseliges Rädchen im Gefüge einer großen Maschine, eine einfache Produktionseinheit behandelt wird. Nur wenn man die persönliche Würde als Maßstab zur Wertschätzung des Menschen und seiner Tätigkeit gebraucht, bedient man sich des rechtlichen Mittels um politischen Streit und etwa die oft tiefgreifenden Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu schlichten, und vor allem, um der Familie die Lebensbedingungen, die Arbeitsmöglichkeiten und die Unterstützung zu sichern, durch die sie besser in die Lage versetzt wird, ihre Aufgabe als Zelle der Gesellschaft und als von Gott selbst zur Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit geschaffenen Urgemeinschaft zu erfüllen. Dem Frieden wird eine feste Grundlage fehlen, wenn in den Herzen kein Gefühl der Brüderlichkeit gepflegt wird, das herrschen muß unter allen, die gleichen Ursprungs sind und deren Bestimmung dieselbe ist. Das Bewußtsein, einer einzigen Familie anzugehören, löscht in den Herzen die häßlichen Begierden, den Hochmut, den Drang, über andere zu herrschen.

Internationaler Friede

Die Grundlage des internationalen Friedens ist vor allem die Wahrheit. Denn auch für die internationalen Beziehungen gilt der christliche Wahlspruch: "Die Wahrheit wird euch frei machen" (Joh. 8, 32). Man muß deshalb einige irrige Auffassungen ausmerzen: Den Mythos der Gewalt, den des Nationalismus und ähnliche, durch die das Gemeinschaftsleben der Völker vergiftet wurde. Dagegen muß die friedliche Gemeinschaft aufgebaut werden auf den Prinzipien der Sittlichkeit, wie der gesunde Menschenverstand und die christliche Lehre diese verstehen. Daneben, erleuchtet von der Wahrheit, muß die Gerechtigkeit stehen. Sie entfernt die Ursachen für Streit und Krieg, legt Streitigkeiten bei, bestimmt die Aufgabe eines jeden und umgrenzt genau dessen Pflichten und Rechte. Aber die Gerechtigkeit muß ihrerseits wieder erfüllt und belebt werden durch die christliche Liebe, die Liebe zum Nächsten und zum eigenen Volk. Sie darf sich jedoch nicht auf das eigene Ich in einer Art Selbstsucht und Mißtrauen gegenüber den Dingen der anderen richten. Die Nächstenliebe muß sich ausbreiten und offen sein, um mit spontaner Gebärde der Zusammengehörigkeit alle Völker zu umfassen und mit ihnen Lebensbeziehungen anzuknüpfen. Auf diese Weise wird es möglich werden, von Gemeinschaftsleben zu sprechen und nicht nur von einem Nebeneinander-Leben. Gerade weil dieses Nebeneinander-Leben das Verlangen nach Zusammengehörigkeit ertötet, richtet es Schlagbäume auf, hinter denen gegenseitiges Mißtrauen, Angst und Schrecken sich einnisten.

Die Entgleisung des Menschen auf der Suche nach dem Frieden

Der Friede ist ein unvergleichliches Gottesgeschenk, aber außerdem auch das höchste, wonach der Mensch strebt. Der Friede ist jedoch unteilbar. Keiner der Wesenszüge, die auf unverkennbare Weise seine Gestalt bestimmen, darf vernachlässigt oder zurückgewiesen werden. Weil auch die Menschen unserer Zeit die Bedingungen, die der Friede stellt, nicht vollständig erfüllt haben, ist es so gekommen, daß die Wege Gottes für den Frieden nicht denen des Menschen begegnen. Deshalb die abnormale internationale Lage in dieser Nachkriegszeit, die sozusagen zwei Blocks hat entstehen lassen mit allem Elend, das deren Folge ist. Es herrscht kein Kriegszustand, aber ebensowenig herrscht Frieden, wirklicher Friede, nach dem die Völker sich so heiß sehnen. Aber wie wird diese Doppelblüte der Ordnung und Eintracht sich entfalten können, wenn diejenigen, die verantwortlich sind für das öffentliche Leben, nicht anerkennen, daß auch sie persönlich dem ewigen Moralgesetz unterworfen sind, ehe sie darangehen, das pro und contra ihrer Beschlüsse gegeneinander abzuwägen? Man wird vielenorts die Hindernisse ausräumen müssen, die durch die Bösartigkeit der Menschen aufgerichtet werden. Diese Hindernisse — für den Frieden — sind sichtbar in der Propaganda für Unsittlichkeit, in den in sozialer Hinsicht ungerechten Zuständen, in der erzwungenen

---

Danke dem Herrn täglich

Kommt alle, ihr Kinder der Kirche, die ihr durch das kostbare und heilige Blut des Herrn erkauft seid. Laßt uns unter Tränen seine Leiden betrachten und sagen: Christus, unser Heiland, wurde für uns Sünder dem Tod übergeben. Bedenke wohl, Bruder, was du hörst; der sündenlose Gott, der Sohn des Allerhöchsten, ward deinetwegen hingegeben. Dein Herz zittere, deine Seele erschaudere! Weine täglich bei dieser Betrachtung der Leiden des Herrn! Süß sind solche Tränen. Die Seele, die ständig die Leiden des Herrn betrachtet, wird erleuchtet. Danke dem Herrn täglich für die Leiden die er deinetwegen erduldet hat, damit am Tage seiner Erscheinung die Tränen dir zum Ruhm und zur Erhöhung vor seinem Richterstuhle werden. Leide auch gern, indem du die Leiden des guten Herrn betrachtest.

Nachwort des hl. Ephräm zum Leiden des Herrn

Arbeitslosigkeit, im Elend, das in weitem Gegensatz steht zu der Bequemlichkeit des Lebens derjenigen, die sich erlauben können, verschwenderisch zu sein, im beängstigenden Fehlen eines Gleichgewichts zwischen dem technischen und sittlichen Fortschritt der Völker, im zügellosen Rüstungswettlauf, ohne daß noch eine wirkliche Möglichkeit sichtbar ist, um zu einer Lösung der Abrüstung zu kommen.

Das Wirken der Kirche

Vom ersten Aufblühen des Christentums an hat die Kirche, die nicht von dieser Welt ist, wohl aber in ihr lebt und wirkt, — wie der heilige Paulus an Timotheus schrieb — "Gebete, gefleht und Dank gesagt für alle Menschen, für Könige und alle Obrigkeiten, auf daß wir ein stilles und ruhiges Leben führen können, in aller Gottesfurcht und Heiligkeit" (1 Tim. 2, 1-2).

So begleitet die Kirche auch heute noch alles mit ihrem Gebet, was auf der Ebene der internationalen Beziehungen beitragen kann zur ruhigen Erörterung der Begegnungen, zur friedlichen Regelung der Streitpunkte, zur Annäherung der Völker untereinander und zur gegenseitigen Zusammenarbeit zwischen ihnen. Außer dem Gebet stellt die Kirche auch ihre mütterliche Hilfe zur Verfügung, verweist sie auf die unvergleichlichen Schätze ihrer Lehre, spornt ihre Kinder an, täglich an allem teilzunehmen, was unternommen wird im Dienst des Friedens. Und sie ist sich bewußt, nichts von alledem vernachlässigt zu haben, was ihr zu tun möglich sei, um den Völkern und den einzelnen Menschen den Frieden zu sichern. Mit Wohlwollen läßt sie ihren Blick auf jedem ernsthaften Versuch ruhen, der dazu beitragen kann, den Menschen neue Trauer, neue Blutbäder, neue unberechenbare Verwüstungen zu ersparen.

Leider sind bis jetzt die Ursachen für die Störungen der internationalen Ordnungen noch nicht aus dem Wege geräumt. Diese Ursachen sind: Die Schädigung der Rechte und der Würde der menschlichen Person, der Verstoß gegen die Rechte der Familie und gegen das Recht auf Arbeit, der Rechtsordnung und der gesunden Auffassung vom Staate im christlichen Sinne, die Schändung der Freiheit und der Unantastbarkeit und Sicherheit der anderen Staaten, ungeachtet ihrer Größe; die systematische Unterdrückung der kulturellen und sprachlichen Eigenschaften einer sprachlichen Minderheit; das egoistische, nur auf eigenen Vorteil bedachte Denken derer, die sich der Qnellen des wirtschaftlichen Reichtums sowie der für den gemeinsamen Gebrauch bestimmten Güter zum Nachteil anderer Völker zu bemächtigen suchen, und ganz besonders: Religions- und Kirchenverfolgung.

Auch können die Seufzer die Kirche in Gleichgültigkeit lassen, die noch Unser Ohr erreichen aus den schwer geprüften Ländern, in denen die Menschenrechte mißachtet werden und die Lüge zum System erhoben ist. Viel weniger darf der schmerzliche Kalvarienberg der Kirche des Schweigens vergessen werden, wo die Glaubenszeugen das Los der ersten Martyrer teilen, für die Sache Christi endlos Leiden und Qualen erdulden müssen. Die Feststellung dieser Tatsache macht Uns vorsichtig gegenüber übertriebenem Optimismus; aber gleichzeitig macht dies Unser Gebet um allgemeine Rückkehr zur Anerkennung der christlichen und menschlichen Freiheit um so inständiger.

In welchem Umpfang sind wir uns in unserer Stellungnahme gegenüber dem Leben in der Welt darüber klar, dass es in all seinen Bereichen seinen letzten Sinn in Christus hat? Dass uns alles, was uns von Gott in der Wirklichkeit geschenkt ist, letztlich um seinetwillen geschenkt ist? Dass also all diese Wirklichkeit zutiefst bezogen ist auf eine Person? Auf eine Person, die uns liebt? Dass die Wirklichkeit den Charakter eines Geschenkes hat, das uns der Vater in seinem Sohn macht; dass wir, wenn wir wirklich leben in der Wirklichkeit und aus der Wirklichkeit, letztlich aus einer Liebe heraus leben, aus der Liebe einer Person heraus leben? Alle diese Gaben, nicht nur die der Natur, die wir im Sakrament verwenden, sondern auch die unserer Arbeit, die ja mit eingeht in die sakramentalen Gestalten, also alles Vorgegebene in der Welt und alles Aufgegebene in der Welt sind letzlich nur ein Mahl, das uns der Herr selbst bereitet und in dem er sich selbst uns schenkt. Wir sehen die Wirklichkeit nur, wie sie ist, und nehmen sie nur, wie sie ist, wenn wir sie begreifen als Aeusserung des unendlichen Drangs der göttlichen Liebe, sich selbst uns in verschwenderischem Mass zu schenken, unverlierbar zu schenken. Das und nur das ist überhaupt Leben. Und das gilt nicht nur trotz der Welt, sondern gerade in der Welt. Darum ist alles in der Welt Zeichen dieser Liebe. Aber kein Zeichen steht so für alles andere Bezeichnende als das Zeichen des Brotes und des Weines.

Johannes Hirschmann

Aus der katholischen Welt

VATIKAN, Papst an die Richter der Sacra Romana Rota – Die Heiligkei und Unauflösbarkeit der Ehe zu verteidigen und zur gleichen Zeit auch die heiligen Rechte der menschlichen Person zu schützen, nannte Papst Johannes XXIII. die Aufgabe der Richter des vatikanischen Gerichtshofes der Sacra Romana Rota. Vor den Mitgliedern des Gerichtshofes, die mit einer Heilig-Geist-Messe das neue Gerichtsjahr begingen, führte der Papst aus, die Richter seien berufen, für die Gerechtigkeit zu arbeiten und sie zu verteidigen, ohne auf Äußerlichkeiten wie Stellung, Reichtum oder Ruhm der Klagenden und Beklagten zu achten. Der Papst erinnerte an die Worte Pius' XII., daß die Sacra Romana Rota der Gerichtshof der bescheidenen und der hochstehenden, der armen und der reichen christlichen Familien sei, der auf dem Boden der Gerechtigkeit das göttliche Gesetz der ehelichen Bindung siegen lassen müsse.

Das Alter der Kardinäle – Das Kardinalskollegium zählt jetzt 79 Mitglieder. Davon sind 15 über 80 Jahre alt (drei 87), 37 sind über 70 Jahre alt, 16 stehen im Alter zwischen 60 und 70, zehn sind zwischen 50 und 60. Der jüngste und einzige Kardinal unter 50 Jahren ist Kardinal Döpfner, der Bischof von Berlin.

Zweiter Aufzug auf das Dach des Petersdomes – Bald wird ein zweiter Aufzug auf das Dach des Petersdomes führen: er ist von der Porta di Santa Marta aus zugänglich und dient an erster Stelle der Beförderung von Materialien, die bei den notwendigen Wiederherstellungen des Petersdomes benötigt werden, sowie des damit betrauten Personals. Er soll aber auch zeitweise den Personenaufzug entlasten, den die Touristen benutzen, die auf die Kuppel steigen wollen. Dieser wird, sobald der neue Aufzug fertiggestellt ist, einer gründlichen Erneuerung unterzogen werden. Er wurde 1910 auf Veranlassung Kardinal Gasparris erbaut, ist fast fünfzig Jahre alt und hat im Durchschnitt täglich 1500 Personen auf das Dach der Peterskirche hinaufbefördert.

Anzeichen für bessere Beziehungen zwischen Israel und Heiligem Stuhl – Mit Genehmigung der israelischen Behörden konnten sich die Lazaristen auf französischem Grundeigentum in Israel, and der Straße Tel Aviv, Jerusalem, niederlassen. Man betrachtet dies als eine Verbesserung der Beziehungen zwischen Israel und dem Heiligen Stuhl. In den letzten Monaten konnte man verschiedene Anzeichen dieser Entspannung feststellen. So, als die israelische Regierung sich bei den Krönungsfeierlichkeiten des Papstes vertreten ließ, als Rabbiner Ferinberg (Kanada) den Papst aufsuchte und ihm für sein Wirken um ein besseres Verstehen zwischen Christen und Juden dankte.

Erster Schritt – Der orthodoxe ökumenische Patriarch Athenagoras gab bekannt, daß eine panorthodoxe Synode auf hoher und vielleicht höchster Ebene, das heißt, mit Teilnahme der Patriarchen, für nächstes Jahr nach Alexandrien einberufen werde, um die Möglichkeit einer Einigung der verschiedenen orthodoxen Kirchen zu studieren. Msgr. Athenagoras sagte, dies stelle einen ersten Schritt zur Einigung der Kirchen dar, welche Papst Johannes wünscht.

Die Kirche wächst – Trotz des fortwährenden kommunnistischen und nationalistischen Druckes ist im Fernen Osten in den vergangenen zwölf Monaten die Zahl der Katholiken um 1,2 Millionen angestiegen. Gegenwärtig zählt man in 16 asiatischen Ländern — von Pakistan bis Japan und von China bis Indonesien — 33,6 Millionen Katholiken.

Die Gesamtbevölkerung in diesem Gebiet beläuft sich auf 1,5 Milliarden Menschen. Während vor 40 Jahren in diesem Gebiet nur 191 einheimische katholische Priester tätig waren, sind es heute nahezu 12 000, darunter 132 Bischöfe. Den stärksten Zuwachs verzeichnet der Katholizismus auf den Philippinen und in Südvietnam, Ländern mit dem größten Anteil katholischer Bevölkerung.

DEUTSCHLAND — "meine zweite Heimat". – Kardinal Muench, der bisherige Apostolische Nuntius in Deutschland, richtete bei der Besitzergreifung seiner Titelkirche San Bernardo alle Therme ein besonderes Wort an die anwesenden Deutschen. Darin bekräftigte er, daß er stets ein treuer Freund der Deutschen bleiben werde und daß ihm Deutschland durch seine Mission als Apostolischer Nuntius "so lieb wie eine zweite Heimat" geworde nsei.

PORTUGAL, Patriarch von Lissabon will neue Kirchen bauen – Der materialistische Kapitalismus verfolgt als Ziel die persönliche Bereicherung, er hat Fabriken gebaut — und die Kirchen vergessen. Deshalb ruft Kardinal Manuel Concalves Cerejeira, der Patriarch von Lissabon, in einem Hirtenbrief zur Förderung des Baues neuer Kirchen auf und kündgt eine Verdoppelung der Pfarreien in der portugiesischen Hauptstadt an. Wir gehen nach Afrika, schreibt der Kardinal, um die Heiden zu bekehren "und hier in Portugal sollen wir die Portugiesen zu Heden werden lassen?" Die Industralisierung habe Menschenmassen in den Städten zusammengedrängt, ohne daß die Zahl der Pfarreien dieser Bevölkerungszunahme Schritt halten können. Darin sieht der Kardinal einen Hauptgrund für die Entchristlichung der Massen. Eine neue Aufteilung der Pfarreien soll ihre Zahl in der portugiesischen Hauptstadt zunächst von 49 auf 61 und später auf 83 erhöhen. Daraus, erläutert der Kardinal, wird für die Stadt Lissabon der Bau von 37 neuen Kirchen notwendig.

AFRIKA Zwei Missionare in Kamerun enthauptet – Eine aus mehreren hundert Bewaffneten bestehende Bande hat, wie der römische Fides-Dienst bestätigt, in der Nacht zum 30. November die katholische Mission Bafang in der Diözese Nkongsamba in Französisch-Kamerun überfallen. Zwei Missionare wurden ermordet. Die Banditen haben beiden Opfern das Haupt vom Leibe getrennt und die Köpfe als Beute mitgenommen. Ein dritter Missionar wurde am Kopf verletzt. Verletzungen erlitt auch eine Ordensschwester, die im Hospital den Banditen Widerstand leisten wollte. Bereits einige Tage vor dem Angriff ist die 16jährige Tochter des Katecheten von Bafang weggeschleppt worden. Bei dem Überfall wurden Pfarrhaus, Hospital und Mütterheim ausgeplündert, zwei Fahrzeuge in Brand gesteckt und das Ärztehaus angezündet. Die Bevölkerung von Bafang ist vor der rohen Horde n panischem Schrekken geflohen. Die beiden Enthaupteten sind der Missionsobere P. Gilles Heberle, der schon 25 Jahre in der Mission verbracht hat, und der Bruder Valentin Saron. Die Missionare gehören der Gesellschaft der Herz-Jesu-Priester von St. Quentin an, die bereits am 30. August in Bonaberi (Französisch-Kamerun) auf ähnlich tragische Weise den Pater Xaver Musslin verloren hat.

Kommunion "behindert" Aufbau — Die "schädlichen Auswirkungen" der heiligen Kommunion auf den "sozialistischen Aufbau" beklagt die bulgarische Zeitung "Wetscherni Nowini" in ihrer Rubrik "Antireligiöse Themen". "Auch heute noch", heißt es in einem Artikel, "empfangen bei uns manche Leute die Kommunion. Diese aber fesselt die schöpferischen Bemühungen der sozialistischen Arbeiter und behindert den Kampf um die vorfristige Erfüllung des Fünfjahresplanes, weil es den Glauben an die Macht der Massen tötet und dazu verleitet, auf irgendeine himmlische Hilfe zu warten . . ."

Der Vierte

Von Klara Maria Faßbinder

Von den drei Weisen aus dem Morgenland, die auf weiten Wegen zur Krippe fanden, geführt vom wundersamen Stern, haben wir alle schon als Kinder gehört. Aber es habe noch einen vierten gegeben, der mit jenen andern dreien sich auf den Weg zum neugeborenen König der Juden begab, der aber nie bei der Krippe angekommen ist und den man deshalb vergaß. Warum er aber nie ankam, das hatte seinen tiefen Sinn.

Lange hatten die Weisen warten müssen, ehe das Zeichen am Himmel erschien, das ihnen den Weg zu dem neugeborenen Königskinde zeigen sollte. Der vierte hatte in den Jahren nach und nach alles verkauft, was er besaß. Von dem Erlös hatte er kostbare Gaben gekauft, die er dem Kinde als Gabe darbringen wollte: einen Saphir, lichter als der blaueste Himmel; einen Rubin, feuriger als der funkelndste Wein; eine Perle, weißer als der weißeste Schnee. Sorgsam barg er die Schätze, damit er sie nur ja unversehrt dem Wunderkinde brächte.

Endlich war die Nacht da, in der am Firmamente der geheimnisvolle Stern aufleuchtete, der lang ersehnte. Sofort machte er sich auf den Weg, um sich mit seinen ehrwürdigen Freunden am verabredeten Ort zu treffen. Aber da erhob sich großes Wehklagen rings um ihn. Er war bekannt als ein Helfer und Retter, und nun kamen die Menschen noch einmal von allen Seiten, um seine Hilfe und seinen Rat einzuholen, damit sie für lange Zeit noch ein wenig durch seine Weisheit Hilfe hätten. Und er konnte diesen flehentlichen Bitten, diesen Nöten und Kümmernissen nicht widerstehen. Zwar trieb ihn die Sehnsucht fort, aber die Liebe zu seinen Nebenmenschen hielt ihn. Bald merkte er, daß es mit Ratschlägen und Rezepten nicht getan war. Oft waren die Hilfesuchenden zu arm, daß sie die Mittel kaufen konnten, die er ihnen angab. Da verkaufte er mit schwerem Herzen den Saphir. Der neugeborene König würde wohl auch mit seinen beiden andern Gaben zufrieden sein.

Endlich konnte er sich auf den Weg machen. Sosehr er vermochte, trieb er sein Reittier zur Eile an. Aber ach, als er an die verabredete Stelle kam, sah er nur noch die verwehten Spuren seiner Freunde. Aber die Spuren waren wenigstens da! So konnte er hoffen, sie doch noch einzuholen! Voll Hoffnung machte er sich auf den Weg. Aber wieder und wieder wurde er aufgehalten. Bald waren es kranke Wüstenwanderer, die ihn um Hilfe anflehten, bald Verfolgte, die am Ende ihrer Kraft waren. Immer half er, so gut er konnte, immer die Sorge im Herzen, ob er wohl seine Freunde einholen und mit ihnen zu dem neugeborenen Wunderkinde ziehen könne. Endlich hatte er die kleine Stadt im Judenlande erreicht, zu der ihn die Spuren wiesen: Bethlehem. Erschöpft hielt er inne; nun war er am Ziel! Auf seine Fragen hörte er, daß vor einiger Zeit fremde Männer bei einem Kinde gewesen seien und ihm köstliche Gaben dargebracht hätten. Aber am folgenden Tage seien sie nirgends mehr zu finden gewesen, und auch das kleine Kind und seine Mutter und sein Vater seien verschwunden gewesen. Es hieß, sie seien nach Ägypten geflohen. Sie hätten wohl Unheil geahnt; denn einige Zeit darauf hätte der König Herodes alle kleinen Kinder umbringen lassen.

Der Wanderer aus dem Morgenlande seufzte auf. So mußte er weiterziehen, wenn er seinen König finden wollte. Diesmal allein, ohne Hoffnung, seine Gefährten zu treffen. Und so machte er sich auf den Weg nach Ägypten. Aber wieder war es ihm nicht gegeben, ihn zu finden. Denn wieder hielten ihn Arme und Unglückliche auf, denen er half. Und als er in Ägypten endlich die Spur seines Königs gefunden hatte, war er nicht mehr da, und niemand konnte ihm genau sagen, wohin sich die Familie gewandt hatte.

So zog er kreuz und quer durch die Lande, immer auf der einen Spur und immer Wohltaten spendend. Und eines Tages mußte er auch seinen Rubin verkaufen, um weiter helfen zu können.

Die weiße Perle, weißer als der weißeste Schnee, bewahrte er aber auf seinem Herzen. Voll Sehnsucht dachte er an den Tag, an dem er sie seinem König in die Hände legen könnte. Denn aus dem Kinde mußte ja inzwischen ein Mann geworden sein. Aber wo war sein Königreich?

Dreiunddreißig Jahre waren inzwischen verflossen. Der vierte Weise war noch immer unterwegs auf der Suche nach seinem König. Es war um die Osterzeit, und er war auf seinen Wanderungen in die Nähe von Jerusalem gekommen. Überall wimmelte es von Menschen. Überall sah man auf-

---

Die Kirchenpresse steht nicht mehr im Schatten

Ihre 10. Jahreshauptversammlung hielt die Arbeitsgemeinschaft Kirchliche Presse in Paderborn. "Die Kirchenpresse steht nicht mehr im Schatten", erklärte bei der Eröffnungssitzung im Paderborner Rathaus der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft, Direktor Bernhard Hagemeier (Paderborn). Die 66 katholischen Verlage der Arbeitsgemeinschaft mit ihren über 100 Zeitungen und Zeitschriften erreichten insgesamt eine Auflage von mehr als 12 Millionen. dennoch werde die Bedeutung katholischer Pressearbeit auch im eigenen Bereich oft noch nicht genügend gewürdigt.

geregte Gesichter, hörte flüsternde Stimmen. "Was gibt es denn?" fragte er schließlich einen Mann. "Ein gewisser Jesus von Nazareth wird gekreuzigt, weil er gesagt hat, er sei der König der Juden!"

"Der König der Juden!" sagte er leise zu sich. War das nicht der heiß Ersehnte, lang Gesuchte? Stand nicht in den alten Büchern auch, daß sein König einst viel leiden müsse? O wie gut, daß er gerade jetzt hierher gekommen war! Nun würde er seine weiße Perle als Lösegeld für ihn geben! Schon wollte er sich um den Weg zur Gerichtsbehörde bemühen, als ein lautes ängstliches Rufen an sein Ohr drang: Ein junges, schönes Mädchen wurde von römischen Soldaten bedrängt. "Rette mich!" rief sie dem alten Mann zu. Aber was konnte er mit seiner schwachen Kraft tun? Hönisch lachten sie zu seinen mahnenden Worten. Er sah es, sie war verloren, wenn er nicht Wertvolleres zu bieten hatte. Ein heftiger Kampf entspann sich in seiner Seele. Sollte er seinen letzten Schatz jetzt für jemand anders als seinen König geben Ein Seufzen traf sein Ohr; er sah in das flehentlich erhobene Gesicht des Mädchens.

Und er nahm die weiße Perle und reichte sie bebend den Soldaten: "Laßt sie frei!" Und sie wurde frei. Aber ehe er noch des Mädchens Dankesworte in sich aufnehmen konnte, ging eine jähe Veränderung rings um ihn vor: Eine schreckliche Finsternis senkte sich am lichten Tag auf Jerusalem. Ein Lärmen und Brausen erfüllte die Luft. Die Erde bebte, man hörte den Krach von stürzenden Felsen. Ein Stein traf den alten Mann an der Schläfe, und bewußtlos sank er zu Boden.

So lag er eine Weile. Dann war ihm, als ob er Laute höre, die ihm eine Botschaft sagten. Mühsam richtete er sich auf: "Mein König! Wann hätte ich das getan? Ich habe dich ja nie gesehen, geschweige denn hungrig oder durstig?" Da aber tönte eine wundersame Stimme: "Wahrlich, ich sage dir, was du dem Geringsten meiner Brüder getan hast, hast du mir getan!"

Da ging ein unaussprechlicher Glanz über das Gesicht des alten Mannes. Es wurde straff und schön, wie es war, als er sich auf den Weg gemacht hatte, den neugeborenen König zu suchen. Er hatte ihn gefunden. —

Der Schein lag noch auf seinem Gesicht, als die Finsternis wich und man den Toten aufhob. –

Heilige Fasten in der Familie

Von Walter Dirks

Das Fasten- und Abstinenzgebot ist heute milder als in den Tagen unserer Großeltern oder gar in früheren Zeiten, aber es hat im Grunde sein Wesen nicht geändert. Immer noch fängt das Fasten mit dem schlichten Gehorsam an. Wir brauchen nicht päpstlicher zu sein als der Papst und stellen zunächst einmal fest, was die Kirche heute durch den Bischof im einzelnen vorschreibt, und dann tun wir es. Mehr als die Gottesgebote und die anderen Kirchengebote hat das Fastengebot auch diesen Sinn: daß wir uns der Disziplin der Buße, wie sie das Hirtenamt für die ganze kirchliche Gemeinschaft anordnet, getreu und willig unterwerfen. Zu diesem Gehorsam gehört auch, daß man die Milde des Hirten annimmt und nicht etwa ängstlich so tut, als wäre man eigentlich zu mehr verpflichtet, etwa zu der Erfüllung des Gebotes, wie es in unseren Kindertagen galt.

Nun sollen wir freilich mehr tun, aber dieses Mehr braucht nicht unbedingt in der Richtung dieses alten strengen Gebotes zu liegen. Der Verzicht auf die Zigarette (oder auf einige Zigaretten) bedeutet sicher für manche arbeitenden Menschen ein brauchbareres Fastenopfer als der Verzicht auf eine Mahlzeit, den die Kirche früher von ihm verlangt hat. Und wer sich etwa viel darauf zugute täte, daß er nicht trinkt und raucht, wird in der illustrierten Zeitung oder in einem Radioempfang, an den er sich ein bißchen allzusehr gewohnt hat, oder am Lesen im Bett oder in irgendeiner anderen allzu lieben Gewohnheit leicht etwas finden, was er im Geist der Disziplin, des Verzichtes, der Buße lassen kann. In alter Zeit war das gute und reichliche Essen vielfach eine der Fesseln, die einmal zerschnitten werden mußten, und heute ist es vielfach wieder so, wenn es auch früher mehr das Fleisch war und heute mehr die Torte ist, was uns versklaven will. Wer aber schwer arbeitet, für den ist das reichliche Essen keine Üppigkeit, mehr, sondern eine Lebensnotwendigkeit, und mancher, der aus Nervosität und Arbeitsüberlastung seinen Bruder Leib zu schlecht behandelt, könnte sich als Fastenopfer auferlegen, einmal regelmäßiger, nahrhafter, gesünder und ruhiger zu essen, als er es sonst tut.

Gemeinsames Fastenopfer

Es käme darauf an, daß Vater und Mutter (und nicht Mutter allein) in der Familie den Geist des Fastens erwecken, den Kindern diesen Geist vorlegen, sie zu ihren eigenen Fastenopfern anregen und anleiten, freilich ohne Zwang und in der Freiheit, die dem Christen ansteht. Ganz richtig geht es zu, wenn nicht nur die einzelnen Glieder der Familie jedes für sich seinen Fastenweg gehen sondern die Familie als Ganzes durch eine Änderung in ihrem täglichen Lebenslauf klar und spürbar bekennt, daß sie bereit ist, die Bußzeit mit der Kirche zu durchschreiten. Wo das Radiohören (oder gar das Fernsehen) eine Angewohnheit der Familie ist, liegt es nahe, daß man das Gerät zeitweise verstummen läßt (und dunkel läßt) und statt dessen etwas liest, was den Geist des Fastens stärken kann. Nun sollte sich freilich unser Fasten nicht auf die hl. Zeit beschränken. Etwas davon, etwas von seiner Kargheit, von seiner Armut, seinem Verzichten gehört in das ganze Leben jedes Christen hinein, der weiß, daß sein Leben ein Pilgerleben ist. Man kann nicht mit schwerem Ballast

pilgern. Niemand kann freilich ein für allemal festlegen, was für den einzelnen oder für eine Familie vernünftigerweise zum Leben und auch zum Genuß des Lebens, zu seinen Entspannungen gehört, und was einem Pilger nicht ansteht. Frühere Zeiten hatten da bestimmte Vorstellungen etwa vom normalen "standesgemäßen Aufwand", von der christlichen standesgemäßen Armut und vom Luxus, und alle drei Grade des Lebenswandels waren für den König, den Adligen, den Kaufmann, den Handwerker, den Bauern, den Knecht verschieden. Heute gibt es solche ständische Lebensformen kaum mehr. Alles ist im Fluß, und es gehört schon ein gutes Gefühl für das Richtige dazu, wenn man herausbringen will, was da von einem sowohl der Fastengeist in dieser Zeit des Kirchenjahres als auch christlicher Pilgergeist das ganze Jahr hindurch verlangt.

Fastengeist — eine soziale Pflicht

Die Frage ist recht wichtig geworden, seitdem die Menschen in ihrer Lebensangst (vor der Atombombe, der Inflation, vor der Leere, die das Leben für den Ungläubigen bedeutet) sich in den Tausch des Fortschritts, des Lebensstandards, des Komforts gestürzt haben. Seitdem ist der Fastengeist auch eine soziale Pflicht geworden. Es muß Menschen geben, die diesem Strom widerstehen und nichtern bleiben.

Wir werden dabei aber auch in dieser Front gegen den Geist des Komforts nüchtern bleiben müssen. Echter Fortschritt ist gut, wir erfüllen in ihm Gottes Gebot, uns die Erde untertan zu machen, und wie wir nicht mehr auf die Wohltat der Wasserleitung und des elektrischen Lichtes verzichten wollen und auch die Weltverbindung nicht mehr verlieren wollen, die uns Radio und Zeitungen geben, neben dem vielen, Überflüssigen oder gar Schädlichen, was sie anbieten, so werden wir einander und uns selbst auch weitere Lebenshilfen gönnen dürfen. Es ist das Recht der Mutter, sich einen Kühlschrank und eine Waschmaschine zu wünschen, damit sie ihre Kinder besser ernähren kann und Zeit gewinnt für das Leben mit ihnen. Die Hauptsache ist, daß diese Lebenshilfen sich in unser verständiges Leben als Diener einordnen und sich nicht zu unseren Herren machen. Es gehört zur christlichen Lebenskunst, da abzuwägen, nicht überängstlich und kleinlich zu sein, aber auch nicht dem Rausch des Kaufens und Habenwollens und Geltenwollens zu verfallen.

Wir können uns am besten gegen die Dämonen dieser Räusche schützen, wenn wir das eigentliche Fasten ernst nehmen, das hl. Fasten der vierzig Tage, in denen wir nicht nur unsere kleinen Fastenopfer, sondern alles Schwere und alles Leid in unserem Leben im Lichte des Leidens Christi annehmen und lieben. Das ist die Zeit der Einübung, der Buße und der Vorbereitung auf die Herrlichkeit von Ostern. Wer jedes Jahr die Fastenzeit als Heilszeit durchschreitet, dem wird es besser gelingen, auch die Pilgerzeit seines Lebens als hl. Zeit zu durchschreiten. Christliches Familienleben ist nichts anderes, als gemeinsam diesen Weg zu gehen Tag für Tag. –

Wir bitten Dich o Herr!

Daß wir das Wort deines göttlichen Herzens so gering geachtet haben: "Ich habe noch andere Schafe, die nicht in diesem Schafstall sind, auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören", wir bitten dich, verzeihe uns, o Herr!

Ob der Heftigkeit, Geistesenge und Übertreibungen, die sich oft in unsere Auseinandersetzungen mit unseren nichtkatholischen christlichen Brüdern mischten, wir bitten dich, verzeihe uns, o Herr!

Wegen unserer stolzen oder dünkelhaften Haltung gegenüber unseren orthodoxen Brüdern im Laufe der Jahrhunderte, wir bitten dich, verzeihe uns, o Herr!

Wegen all unserer Verständnislosigkeit ihnen gegenüber, wir bitten dich verzeihe uns, o Herr!

Weil wir durch unser schlechtes Beispiel die Wirkung der Gnade in den Seelen unserer christlichen Brüder aufgehalten, verringert oder zerstört haben, wir bitten dich, verzeihe uns, o Herr!

Weil wir vergessen haben, oft glühend und brüderlich für sie zu beten, wir bitten dich, verzeihe uns o Herr!

Über die Grenzen der Sprachen, Rassen und Nationen hinaus, vereine uns, o Herr!

Über unsere Unwissenheit, unsere Vorurteile und unser feindseliges Verhalten hinaus, vereine uns, o Herr!

O Gott, um deiner größeren Ehre willen, führe die getrennten Christen zusammen.

O Gott, damit deine Güte und Wahrheit siege, führe die getrennten Christen zusammen.

O Gott, auf daß endlich Friede auf der Welt herrsche, führe die getrennten Christen zusammen.

Aus dem Französischen

Das Fluechtlingsjahr

Am 27. Juni 1959 begann das "Weltflüchtlingsjahr". Wenn der Appell an die Regierungen, Organisationen und Völker nur annähernd eine solche Resonanz erzielt, wie das am 31. Dezember 1958 beendete "Internationale Geophysikalische Jahr" der Regierungen und Wissenschaftler, müßte es ein Erfolg werden. Es ist ein brennendes Problem unserer Zeit, daß heute, 1960, 40 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene, davon rund ein Drittel Deutsche, außerhalb der Heimat leben, auf die sie zum mindesten menschlich und moralisch ein Recht besitzen. Etwa 35,4 Millionen von ihnen sind sogenannte "nationale Vertriebene", die in einem Land oder Gebiet gleicher Nationalität, Konfession oder Sprache Aufnahme fanden.

Das Problem der Flüchtlinge und Vertriebenen ist heute in erster Linie ein politisches Problem, seine Lösung — da politisch kaum erreichbar — eine Frage der zwischenstaatlichen und internationalen Organisationen. Früher war die Sorge für die damals vorwiegend aus eigenem Entschluß ihre Heimat verlassenden Auswanderer eine Angelegenheit der Wohlfahrtsverbände sowie des guten Willens der Regierungen. Früher, das heißt von 1824 bis 1920, zählte man in Europa, als Hauptmutterland, 55 Millionen Auswanderer. Unter ihnen spielten die politischen Flüchtlinge und Vertriebenen (1848er-Bewegung, Bolschewistische Revolution 1916, Balkan-Kriege 1912 bis 1914, Ausrottung der Armenier usw.) eine zahlenmäßig geringe Rolle. Erst der erste Weltkrieg und seine Folgeerscheinungen (1,5 Millionen russische, 320,000 armenische, 1,3 Millionen griechische, 400,000 türkische, 220,000 bulgarische Flüchtlinge und Vertriebene), der spanische Bürgerkrieg (450,000 Flüchtlinge, von denen 140,000 in Frankreich blieben) und die Flüchtlingswelle des Hitlerregimes brachten eine grundlegende Wandlung. Statt der bisher caritativ-sozialen nationalen wie international-privaten Auswandererfürsorge erwuchs ein zwischenstaatlich-politisches Problem, mit dem seit 120 Einzelregierungen und freiwillige philantropische Gesellschaften nicht mehr fertig zu werden vermochten.

Das Problem der Flüchtlinge und Vertriebenen, das heißt der unfreiwilligen Auswanderer, nahm Dimensionen an, die eine überstaatliche Planung und zwischenstaatliche Koordination erforderten. Im Februar 1921 appelierte der Präsident des (nichtstaatlichen) "Internationalen Rotkreuzkomitees" in Genf an den 1919 gegründeten und 1920 zugleich mit dem Versailler Vertrag in Kraft getretenen "Völkerbund" (League of Nations/Société des Nations/SDN), ebenfalls in Genf, als die einzige bestehende übernationale Autorität mit zwischenstaatlichen technischen Organen, insbesondere dem "Internationalen Arbeitsamt".

1921 wurde das "Office of High Commissioner for Russian Refugees" des Völkerbundes unter Dr. Fridtjof Nansen (1860 bis 1930) geschaffen, dem später auch die rechtliche und politische Verantwortlichkeit für die griechischen, armenischen, türkischen und andere Flüchtlinge übertragen wurde. Die technische Durchführung des Flüchtlingswerkes, Arbeitsbeschaffung, Ansiedlung usw., wurde vom "Internationalen Arbeitsamt" durchgeführt. Der damals vielbegehrte Nansen-Paß war ausschließlich russischen Emigranten und Staatenlosen vorbehalten. Eine internationale Legitimation für sonstige, von keinem Staat legitimierte, aber auch nicht als Staatenlose anerkannte Emigranten gab es nicht.

Eine gewisse Arbeitsteilung, die sich zwischen dem Sekretariat des Völkerbundes bzw. dem Büro des Flüchtlings-Hochkommissars und dem "Nansen International Office for Refugees" gebildet hatte, wurde mit der Einsetzung des "High Commissioner of the League of Nations" und der Zusammenlegung beider Büros wieder aufgehoben. Der neue Hochkommissar übernahm am 1. Januar 1939 den Schutz sämtlicher Flüchtlingsgruppen, die bisher von den beiden Büros betreut worden waren (ca. 600,000 Menschen); hinzu kamen nunmehr die österreichischen und tschechischen Flüchtlinge. Unabhängig davon war bereits im Jahre zuvor auf Initiative des amerikanischen Präsidenten Roosevelt unter Leitung der (vom Völkerbund nicht angehörenden) USA und Großbritanniens für Nazi-Verfolgte gegründet worden das "Intergovernmental Committee for Refugees" (IGCR); es arbeitete auch während des zweiten Weltkrieges, als der Völkerbund nur noch ein Schattendasein führte.

Mit Kriegsschluß ergab sich für die Allierten Streitkräfte und Militärbehörden in Deutschland eine völlig neue Lage durch die Millionen von gewaltsam verschleppten DPs (Displaced Persons), die überhaupt erst einmal ernährt, gekleidet betreut und später zurückgeführt oder neu untergebracht werden mußten. Inzwischen war Ende 1946 der Völkerbund (1920 bis 1946) durch die "Vereinten Nationen" (UN) abgelöst worden, denen auch die USA an-

---

Der Erzbischof von Paderborn, Dr. Lorenz Jaeger, sagte in seiner Predigt bei einer Pontifikalmesse in der Krypta des Domes und in seiner Begrüßungsansprache: "Die Redaktionsstube hat mehr Reichweite heute als die hohe Kanzel." Wichtiger aber als die Feder, als Druckerschwärze und Papier, so hatte der Erzbischof in seiner Predigt gemahnt, sei für den katholischen Journalisten das Gebet um Gottes Heiligen Geist, denn er müsse ja die unverrückbaren Maßstäbe von Gottesordnung unverzerrt vertreten. "Wer viel schreiben will, muß viel beten.'

gehörten. Sie errichteten zur Unterstützung der allierten Besatzungsbehörden die "UN-Resettlement and Rehabilitation Administration" (UNRRA) mit der Aufgabe, unverzüglich die materielle Hilfe für DPs zu sichern und durchzuführen.

Mit Konsolidierung des westlichen Besatzungsregimes wurde am 1. Juli 1947 in Fortführung der Tätigkeit des früheren Flüchtlings-Hochkommissars des Völkerbundes sowie in Zusammenfassung der Tätigkeit des "Intergovernmental Committee for the Refugees" (IGCR) und zum Teil der UNRRA die "International Refugee Organization / Organsation internationale pour les Réfugiés / Internationale Flüchtlingsorganisaiton" (IOR/OIR) als eine internationale "Specialized Agency" des Wirtschafts- und Sozialrates (ECOSOC) der UN gebildet. Sie betreute nur westliche DPs (laut IRO-Satzung jedoch nur Nicht-Staatsangehörige der derzeitigen Aufenthaltsländer, also keine vertriebenen Deutschen!), und zwar in Form von rechtlicher, politischer und Auswanderungshilfe. Die von der aufgeklärten UNRRA noch durchgeführte materielle Hilfe oblag unmittelbar oder mittelbar (durch Wiedergutmachungsbeiträge an IRO) der Bundesrepublik.

Die IRO als Sonderorganisation der UN hat nicht nur den DPs geholfen; sie war auch Mittlerin für die westdeutschen Länder und später die Bundesrepublik, ihren Wiedergutmachungsverpflichtungen gegenüber den ausländischen Verschleppten des Nazi-Regimes gerecht zu werden. Mit der Konsolidierung der Bundesrepublik und ihrer Wiedergutmachungsverpflichtungen war die Aufgabe der IRO erfüllt. Es mußte eine übernationale Stelle geschaffen werden, die den Status der Flüchtlinge überhaupt in der Welt, auch den deutschen, regelte.

Vierzehnte Station

Das rasch erbrochene Mal, darin der tote Herr begraben, das Loch, das er bekam, um seine Nacht zu haben, bis der Duchbohrte wach und zum Vater erhoben werde, ist nicht das neue Grab allein, ist eine Rast: Der Mensch ist's deine Kreatur, die tiefer ist als alle Erde! Und nun, da seine Hände aufgebohrt, sein Herz die Wunde faßt, gibt es kein Kreuz mehr unter uns, auf das sein Leib nicht paßt. Und keine Sünde bleibt von seiner Wunde unbetroffen. Komm vom Altar, Verhüllter, fülle unser Hoffen! Wie tief ist dein Geschöpf, o Meister, und wie offen!

Paul Claudel

Am 1. Januar 1951 wurde der Vollversammlung das periodisch zu erneuernde Amt des "UN-High Commissioner for Refugees" (UNHCR) mit dem Sitz in Genf, Palais des Nations, geschaffen. Seine Aufgabe besteht nicht in materieller Fürsorge — hierfür gibt es andere Organisationen —, sondern in der politischen, rechtlichen und koordinierenden Betreuung. Grundlage bildet die "Convention Relating to the Status of Refugees" der UN, bisher ratifiziert von über 30 westlichen und neutralen Staaten. Als Hilfsfonds aus UN —, öffentlichen und privaten Mitteln steht der "UN Refugee Emergency Fund" (UNREF) zur Verfügung. UNREF wird verwaltet durch das "Executive Committee of the High Commissioner's Programme", dem vor allem die Flüchtlinge aufnehmender Länder angehören.

Die praktische Durchführung von Hilfe-Aktionen und die Gewährung materieller Hilfeleistungen in Westeuropa ist Aufgabe des "Intergovernmental Comittee for European Migration / Comité intergouvernemental pour les Migrations européennes / Zwischenstaatliches Komitee für Europäische Auswanderung" (ICEM / CIME), Genf, 63, rue de Pâquis, gegründet 1951. Es übernahm den technischen Apparat der IRO und ist praktisch das Exekutivorgan des UNREF-Programms (ohne jedoch ein Organ der UN zu sein) sowie eine Art Clearingstelle (zweiseitige Verträge!) zwischen den Auswanderungs-, Einwanderungs- und mitwirkenden Ländern, die sich aus Beiträgen sowie Kopf- bzw. Transportquoten der Aus- und Einwanderungsländer finanziert.

Daneben gibt es noch eine Anzahl von nichtstaatlichen internationalen caritativen, religiösen, fachlichen Hilfe- und Auswanderungsorganisationen, die sich mit der Betreuung von Flüchtlingen und Vertriebenen befassen. Sie bilden zusammen die "Conference of Non-Governmental Organizations interested in Migration / Conférence des Organisations non gouvenementales interessées aux problèmes de migration / Konferenz der an Auswanderungsfragen interessierten nichtstaatlichen Organisationen", Genf, 14, rue de Hollande, gegründet 1950. Ihr gehören fast 60 internationale und etwa 50 nationale nichtstaaliche einschlägige Organisationen an (darunter auch der St. Raphaels-Verein).

Das Weltflüchtlingsjahr ist ein erstmaliger Appell an die Regierungen, an die internationalen und nationalen Organisationen und an die Völker. Es wird nicht einseitig vom Flüchtlings-Hochkommissar der UN oder von der Konferenz der interessierten Organisationen veranstaltet. Initiator ist der Generalsekretär der "Vereinten Nationen". –

(Aus dem "intercaritas", Juli 1959)

Das Unheimliche an der Ewigkeit ist nicht, daß sie jenseits aller Dinge dräut, sondern dies, daß sie uns mitten in der Zeit gegenwärtig werden kann und mitten unter den unscheinbaren Dingen uns begegnet. — Die Zeit ist eine Frist der Ewigkeit und darum immer schon ewig bedeutsam. Darum werden wir in der Ewigkeit ernten, was wir in der Zeit gesät haben. Oskar Bauhofer

Alles Gute

Von Michael Soschtschenko

Eine nicht mehr junge Person fuhr von Wjaska nach Leningrad. Die Tochter dieser Person wohnte nämlich in Leningrad. Und diese Tochter hatte einen Sohn bekommen. Und jetzt fuhr die frisch gebackene Großmutter nach Leningrad, um ihren Enkel zu sehen und ihm ein paar für seine Größe passende Kleider zu nähen. Zu diesem Zweck hatte sie eine Handnähmaschine mitgenommen.

Außer der Maschine schleppte die Alte noch einen Korb mit allem möglichen Zeug mit und ein Paket mit Lebensmitteln.

Die Verwandten, die sie in Wjaska an die Bahn gebracht hatten, trugen ihr die Sachen ins Abteil, so daß die Alte noch gar nicht wußte, wie schwer ihr Gepäck war.

Doch als der Zug in Leningrad hielt und unsere alte Frau mit dem Gepäck beladen auf den Bahnsteig trat, merkte sie, wie schwer sie zu tragen hatte. In Schweiß gebadet, ging sie etwa 20 Schritte und dachte, sie fiele um. Sie bekam keine Luft, ihr Herz klopfte wie verrückt, und sie hatte Seitenstechen. Sie stellte ihre Last auf den Bahnsteig und setzte sich auf den Korb. Sie saß und schnappte nach Luft.

Plötzlich kommt ein Träger.

Die Alte ruft ihn und sagt: "Höre, mein Lieber, meine Tochter konnte mich nicht abholen, weil sie ein Kind bekommen hat und im Bett bleiben muß. Der Mann meiner Tochter, der in einem Betrieb als Schlosser arbeitet, kann wahrscheinlich tagsüber nicht von seiner Drehbank weg. Kurz, niemand hat mich abgeholt, und ich bin in größter Verlegenheit. Hilf mir, mein Sohn, die Sachen bis zur Straßenbahnhaltestelle zu tragen. Aber ich sage dir offen — ich habe kein Geld. Was die Bezahlung für deine nützliche Arbeit anbelangt, kann ich dir zur Auswahl vorschlagen: ein Stück Piroge mit Kohlfüllung oder ein gebratenes Hühnerbein."

Mit diesen Worten macht die Alte das Paket auf, um dem Gepäckträger seinen Lohn zu zeigen.

Der Gepäckträger, der auf Geld gehofft und vielleicht in Gedanken schon damit in der Tasche geklimpert hat, hört die Alte unwillig an. Er sagt:

"Was soll ich mit einer Piroge oder mit einem Hühnerbein, Mama? Es gibt eine Taxe für das Tragen von Gepäckstücken, und wer nicht bezahlen kann, soll gefälligst sein Gepäck selber tragen, wenn er die Kraft dazu hat. Ihr Hühnerbein nützt mir nichts. Damit kann ich meine Miete nicht bezahlen. Sie müssen ein bißchen nachdenken, ehe Sie den Leuten so unseriöse Vorschläge machen. Vorige Woche hat ein Reisender mir eine Kleiderbürste statt zwei Rubel gegeben. Ich habe nicht die Gewohnheit, meinen Anzug auszubürsten. Es ist noch ein Glück, daß Sie, im Gegensatz zu diesem Reisenden, im voraus gesagt haben, wofür ich Ihre Sachen tragen soll. Ich stände schön da, mit einem Hühnerbein für meine Arbeit und die verlorene Zeit! Ich kann mir vorstellen, wie überrascht ich gewesen wäre. Im übrigen, zeigen Sie mir mal dieses gebratene Hühnerbein. Es interessiert mich trotz allem, was für ein Hühnerbein ich mir da hätte verdienen können."

Nachdem er von weitem einen Blick auf das Hühnerbein geworfen hatte, entfernte sich der Gepäckträger mit vorwurfsvollem Kopfschütteln.

Die Alte nahm ihre Last wieder auf und begab sich keuchend zum Ausgang.

Plötzlich tritt ein unbekannter Bürger auf die Frau zu. Ein sehr sauber angezogener Bürger mit Handschuhen. Er stand am Zeitungskiosk und kaufte irgend etwas. Doch als er die Alte mit dem Gepäck sah, ging er zu ihr und sagte: "Geben Sie mal her, Bürgerin, ich werde Ihnen das tragen. Ich sehe, es ist zu schwer für Sie."

Die Alte dachte flüchtig, sollte das vielleicht ein Dieb sein? Aber der Bürger mit den Handschuhen nahm ihre Sachen so behutsam auf und lächelte so gutmütig, daß sie den Gedanken sofort verwarf.

Der Unbekannte stellte ihr Gepäck an der Haltestelle ab und half ihr beim Einsteigen. Dann zog er den Hut und wünschte ihr eine glückliche Ankunft. Außerdem bat er die Mitfahrenden noch, der Alten beim Aussteigen zu helfen, wenn sie heraus mußte.

Die verdutzte Alte hatte bis dahin noch immer nicht die Sprache wiedergefunden. Sie sagte nicht einmal "merci" oder "Vielen Dank". Sie sah den Unbekannten schweigend an und wußte noch immer nicht, was sie von alldem halten sollte.

Doch dann fuhr die Bahn los, und der unbekannte Bürger verschwand in der Menschenmenge.

Und die Alte kam nach Hause. Und sie bewunderte ihr Enkelkind und umarmte und küßte ihre Tochter. Und dann erzählte sie sofort, was auf dem Bahnhof passiert war.

Und die Tochter war nicht weniger erstaunt als die Mutter.

Diese Tochter hat mir einen Brief geschrieben. In diesem Brief schreibt sie mir:

"Könnten Sie, verehrter Schriftsteller, nicht durch eine Ihrer Erzählungen diesem Bürger danken? Meine Mutter war so verwirrt, daß sie gar nichts gesagt hat. Und jetzt spricht sie von nichts anderem und weint bei der Geschichte. Es tut ihr leid, daß sie einem guten Menschen nicht für seine herzliche, nette Handlungsweise gedankt hat.

Und wenn Sie eine Geschichte schreiben, liest er diese vielleicht und freut sich, daß er mit lobenden Worten erwähnt ist. Wenn Sie diese Geschichte wirklich schreiben sollten, grüßen Sie ihn bitte von mir und der Mama. Sie werden das schon drehen können, daß der Satz Ihrer Erzählung nicht schadet . . . ."

Nein, solche Sätze schaden einer Geschichte durchaus nicht. Und ich erfülle gern und mit Vergnü-

Der Ehebruch

Im letzten Jahr ging das Gespräch in Berieben und Büros, im Wirtshaus und auf der Straße des öfteren um einen Mann, der die Geschicke seiner Gemeinde mit Umsicht geleitet hatte, dann aber, da sein ehebrecherisches Verhältnis bekanntgeworden war, seines Amtes enthoben werden mußte. Der traurige Fall wurde durch die "Bildzeitung" weit über die engere Heimat hinaus bekannt. Dieser Bericht, der die Zusammenhänge nicht der Wirklichkeit entsprechend gebracht hatte und erreichen wollte, daß der seines Amtes enthobene weiter in seinem öffentlichen Amt bleiben sollte, machte in der örtlichen Tagespresse Berichtigungen notwendig.

Es ist nicht unsere Aufgabe, zu Einzelfällen von Sünde und Schuld Stellung zu nehmen. Jeder Fehlende hat ein persönliches Gewissen, das nach der Sünde zur Umkehr mahnt. Wer schuldig geworden ist, darf, wenn er zur Buße bereit ist, vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, die im Gebet des Vaterunsers täglich von Millionen Christen für uns angerufen wird.

Die Art und Weise, wie die Gespräche und Diskussionen — oft mit Leidenschaft — geführt werden, läßt es notwendig erscheinen, eine Beurteilung solcher Eheverfehlungen nach den Grundsätzen der katholischen Moral zu geben. Wie die Erfahrung zeigt, sind solche Vergehen in den Nachkriegsjahren nicht gerade Ausnahmen. Die am Altar feierlich zugesagte Treue wird nicht selten auch in unserem Land in gewissenloser Weise verletzt.

Während der Zeit des Dritten Reiches wurden bereits in Schulungen Grundsätze verkündet, die die Heiligkeit ehelicher Treue mißachteten, ja über den Haufen werfen wollten. Die Kriegs- und Nachkriegsjahre brachten für Frauen und Männer viele Gefahren, in denen die eheliche Treue sich leider nicht immer und überall bewährte. Die falschen Grundsätze neuheidnischer Lebensauffassung und die schlechten Beispiele in der Umwelt haben ihre zersetzende Macht erwiesen.

Es ist für katholische Christen eine Selbstverständlichkeit, daß sie die Grundsätze für ihr Urteil über Ehebruch und ehebrecherisches Verhaltten nicht von Journalisten beziehen können, die ihre Auffassung nicht an der Offenbarung Gottes orientieren und sich noch bemühen, die Empörung der Guten einer Gemeinde ins schiefe Licht zu bringen. Von Zeit zu Zeit sollen Verheiratete und Heiratsfähige in aller Stille vor Gott die Worte bedenken, die die Heilige Schrift selbst über die schwere Sünde des Ehebruchs sagt. Im Buch der Sprichwörter heißt es: "Wer mit einem Weibe die Ehe bricht, hat den Verstand verloren. Nur wer sich selbst ins Verderben stürzen will, tut solches . . . Seine Schmach ist untilgbar." Fünf Verse zuvor steht zu lesen: "Wer die Frau eines anderen berührt, bleibt nicht ungestraft." Christus hat den Ehebruch verurteilt, die sündhafte Tat sowie das sündhafte Begehren. "Jeder, der ein Weib lüstern anblickt, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen" (Mt. 5,18). Im Brief an die Hebräer schreibt der heilige Paulus: "Die Unzüchtigen und die Ehebrecher wird Gott richten."

Die katholische Moraltheologie nennt den Ehebruch darum eine schwere Sünde gegen die Keuschheit sowie gegen die Liebe und gegen die Gerechtigkeit gegenüber dem unschuldigen Ehegatten, ein Attentat gegen die Familie und infolgedessen gegen Staat und Kirche. Selbst wenn ein Eheteil den ehebrecherischen Handlungen des anderen zustimmen würde, würde der Charakter des Ehebruchs dadurch nicht geändert. Entgegen dem jüdischen und dem weltlichen, römischen und germanischen Recht ist nach christlicher Anschauung die schwere Sünde des Ehemannes mit einer ledigen Person ein Ehebruch.

Gott fordert die Treue bis in den Tod, im Interesse der Eheleute, besonders der Frau, die unrettbar verloren ist, wenn ihr Verhältnis zum Mann nicht im Schutze des heiligen Gottesgebotes verankert ist. Das Wohl der Kinder verlangt die Treue, und wenn Kinder fehlen würden, wird die eheliche Treue noch vom Wohl der Menschheit gefordert. Denn mit der unlöslichen, bis zum Tode dauernden Ehe steht und fällt die menschliche Gesellschaft.

Gottes Wort und Gottes Gesetz bleiben in Ewigkeit. Mögen Romane, Filme und Illustrierte in frivoler Weise das Laster, den Ehebruch verherrlichen, der Christ bleibt bei dem Wortlaut des Gebotes: "Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht begehren . . ." Was so tief in Herz und Gewissen der Völker eingeschrieben ist, daß bei Heiden und Christen der Ehebruch ein Verbrechen genannt wird — heidnische Chinesen haben das Wort geprägt: Von allen Verbrechen ist der Ehebruch das größte, — können Christen nicht abmildern oder mit bloßer Schwäche der Natur entschuldigen. Hier hilft nicht Milderung in der Beurteilung, sondern Klarheit.

Der verstorbene Münchener Kardinal Faulhaber hat vor Jahren in seinen Zeitrufen geschrieben: "So weit müßte es kommen, daß jeder, der in das Heiligtum einer anderen Familie einbricht, im gesellschaftlichen Leben wie

---

Alles Gute

gen die Bitte der beiden Frauen. Ich freue mich von Herzen, als Vermittler in guten Geschäften zu dienen.

Dieses Feuilleton habe ich zum neuen Jahr geschrieben. Zu Neujahr wünschen wir uns für gewöhnlich gegenseitig alles Gute. So wünsche ich, alle Bürger mögen im neuen Jahr so handeln, wie jener Unbekannte gehandelt hat.

Ich wünsche ihm alles Gute zum neuen Jahr! Und mein erstes Glas Champagner trinke ich auf sein Wohl und das Wohl all derer, die in allem so wie er handeln.

Und erst dann stoße ich mit den andern an, die fremdes Unglück gleichgültig läßt. –

Stranderlebnis

Von Grete Schoeppl

Gerhard und seine Frau hatten jedenfalls Italien gewählt. Auf einem Spaziergang schlenderte Gerhard friedlich der Seepromenade entlang, das Herniedergleiten der Seemöven auf das durchsichtige Wasser und alle übrigen Schönheiten der Natur ringsum beobachtend, als er plötzlich eine Hand auf seinem Arm fühlte. Wie er sich umwandte, blickte er in das Gesicht eines anmutigen Mädchens.

"Es ist mir schrecklich leid, Sie zu stören", sagte sie, während sich ihr hübsches Gesicht sichtlich vor Schmerz verzerrte, 'aber ich habe mir meinen Knöchel verstaucht. Mein Onkel wird jede Minute mit seinem Auto hier sein! Wenn Sie mir nur indessen zu einem Sitz verhelfen könnten . . ."

"Selbstverständlich", sagte Gerhard, ihr seinen Arm anbietend. "Schreckliche Dinge, verstauchte Knöchel, nicht wahr? Sind Sie ganz sicher, daß Ihr Onkel in einer Minute mit dem Auto hier sein wird?" Er setzte sie in einen Strandsessel und der Vorfall war abgeschlossen. Oder es schien wenigstens so. Aber als Gerhard am Abend in der Vorhalle des Hotels eine Zigarre rauchte, dabei seiner Frau zuhörend, die über dies und jenes plauderte, sah er das Mädchen, das den Knöchel verstaucht hatte, ihm lebhaft von der entgegengesetzten Seite der Straße zuwinken.

Wie es schon einmal im Leben ist, hatte er diesen kleinen Vorfall von heute seiner Frau Edith nicht erzählt und so schüttelte er heftig den Kopf, dem Mädchen drüben zu verstehen gebend, daß es seines Weges gehen solle.

"Wozu in aller Welt wackelst du mit dem Kopfe?" fragte Edith gereizt.

"Eine Wespe saß auf meinem Hals!" sagte er geistesgegenwärtig, "und ich versuchte, sie wegzujagen! Ich denke, ich mach einen kleinen Bummel!" So schlenderte er der Promenade entlang, und als er außer Sichtweite des Hotels war, überquerte er die Straße, das Mädchen kam auf ihn zu und sagte: "Es ist mir schrecklich leid, Sie wieder zu stören, Signor . . ."

"Romney ist mein Name" sagte Gerhard.

"Es tut mir schrecklich leid, Sie neuerlich zu stören, Signor Romney, aber etwas Schreckliches ist geschehen! Sie kennen sicherlich den Mann mit dem dichten Schnurrbart, der auf dieser Promenade auf und ab mit seiner Kamera wandert, die Leute ohne ihre Erlaubnis zu fotographieren, der dann die Abzüge in einen Glaskasten am Ende des Pier stellt und hofft, daß die Leute sie sehen und kaufen!"

"Ja ich kenne diesen Mann!" sagte Gerhard, Böses ahnend.

Er muß auch da gewesen sein, als Sie mir zu einem Sitz verhalfen!" sagte das Mädchen, "weil ein Bild von uns im Glaskasten erschienen ist, und es sieht tatsächlich irgendwie aus, als ob wir Arm in Arm über die Promenade geschlendert wären. Und der junge Mann, mit dem ich verlobt bin, hat so ein hitziges Temperament!"

"Die junge Frau, mit der ich verheiratet bin, neigt ebenfalls dazu!" sagte Gerhard. "Aber Sie brauchen sich keine Sorge zu machen! Wir werden den Photographen ausfindig machen, ihm die Umstände erzählen und ihn veranlassen, das Bild aus dem Glaskasten zu nehmen. Vielleicht werden wir ein paar Kopien von dem Bild kaufen müssen, aber das macht nichts, wenn ich die Sache nur meiner Frau nicht erklären muß!"

Das Mädchen lächelte mitfühlend. "Mein junger Mann ist genau so!" sagte sie. Die beiden gingen zusammen bis zum Molenkopf und besahen das Foto im Glaskasten. Daraufhin ward Gerhard noch entschlossener, es entfernen zu lassen. Wie ein Beschützer sah er auf das Mädchen herab, das an seinem Arm gelehnt stand und zu ihm hinaufblickte.

"Hier steht, daß die Fotos von einem gewissen J. Meloni, 14 Seestraße gekauft werden können!" meine Romney. "Wissen Sie zufällig, wo die Seestraße ist?"

Das Mädchen wußte es nicht, aber endlich fanden die beiden doch dorthin. Der Mann mit dem dichten Schnurrbart öffnete.

"Es tut mir leid, Sie zu dieser

Ehebruch

ein Einbrecher behandelt wird."

Wo auch immer eine solche Sünde begangen wird und Christen davon erfahren, sollen sie die Sünde verurteilen, den Sünder aber in Liebe zu Jesus zurückführen. Jesus verurteilt den Ehebruch, aber befahl nicht, Steine auf die Ehebrecherin zu werfen. Aber er gebot: "Sündige fortan nicht mehr!" Christenpflicht ist, zu sühnen, Fürbitte einzulegen und zu helfen, daß die Fehlenden wieder in die Ordnung des christlichen Sittengesetzes zurückkehren.

Immer, wenn diese Sünde bekannt wird, entsteht Ärgernis, unter der Jugend zumal. Sie muß mit Recht erwarten, daß Eheleute sich an das heilige Gesetz der ehelichen Treue halten. Unser Herr hat warnend gesagt: "Wehe der Welt um der Ärgernisse willen" und "Wehe dem Menschen, durch den Ärgernis kommt" (Mt. 17,7). Wo Ärgernis entstanden ist, besteht die Pflicht, es wieder aus der Welt zu schaffen: Bekehrung, Bußgesinnung, neue Treue können die Mitmenschen überzeugen, daß hier ein Mensch Buße tut. Immer wenn Büßende — denen unsere Sühnegebete und Sühnewerke zu Hilfe kommen sollen — vor Gottes Angesicht kommen, werden sie erfahren: Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. – B.B.

Baut Daemme gegen den Schlamm!

Die moderne Familie darf nicht zersetzt werden

Von Marianne Lindau

Das hier Geschriebene ist in Deutschland für den deutschen Katholiken gesagt. Es gilt aber auch für den deutschen Katholiken im Ausland. Wir sehen, auch in der Heimat hat man seine Sorgen ob Unmoral und Zuchtlosigkeit. Da nützt es nicht viel, ja es ist glattweg heuchlerisch, zürnend (und blind eingebildet!) mit dem Finger zu zeigen und zu sagen: Das ist wieder einmal echt canadisch!. Es ist nämlich in sehr vielen Fällen auch "echt deutsch". Die Moral ist weder deutsch noch canadisch. Sie ist christlich-katholisch oder neu-heidisch. Man entchristlicht das Herz, und bald darauf ganz logisch das Heim. Was übrig bleibt — wer kann uns das sagen?

Es hilft alles nichts: Wenn wir auch noch so sehr nach Gesetzen, Verbotstafeln, Warnschildern, Polizisten rufen, wenn wir nicht selbst bereit sind uns, unsere Ehe, unsere Familie, unsere Jugend zu beschützen. Wir müssen im eigenen Heim damit anfangen. Staatliche Hilfe und Mittel? Gut, schön und nützlich. Aber staatliche Mittel allein genügen nicht mehr. Wer könnte die Gefährdungen, die der Familie von allen Seiten durch die Massenmedien, Fließbandlektüren, Film, Funk und Fernsehen drohen, die Zersetzungen, denen sie scheinbar hilflos ausgeliefert ist, den Schlamm, der in sie eindringen will, besser eindämmen als der erziehungsbewußte Vater, die verantwortungsbewußte Mutter? Nur sie können den Damm bauen, der die schlammigen Fluten aufhält.

Das fängt schon damit an, daß wir einen Konsumverzicht üben, Konsumaskese. Daß wir nicht pausenlos die Massenmedien auf uns einwirken lassen. Es gibt doch an jedem Apparat einen Knopf zum ein- und ausschalten. Haben wir erst so ein Gerät im Hause, haben wir das Tor schon halb geöffnet, durch das der "erzieherische" Einbruch in die Familie erfolgen kann. Haben wir erst den Lebenszirkel auf dem Familientisch liegen, wird es nur schwer sein, die Familie vor den teils verheerenden Einflüssen durch Schrift und Bild zu beschützen. Geben wir erst dem Sprößling das Geld für das Kino in die Hand, um uns für Stunden von unserer Verantwortung loszukaufen, sind wir bereits mitschuld. Die Ankündigung, für Jugendliche ab sechs Jahren freigegeben, ist doch keine Gewähr, daß der Inhalt des Films dem geistigen und seelischen Fassungsvermögen des Kindes entspricht. Und die Erfahrung lehrt, daß Jugendliche über 18 Jahre noch keineswegs das Rückgrad besitzen und die Lebenserfahrung, Filme für "über 18 Jahre" richtig verdauen zu können. In Massen werden Filme freigegeben, die dem Titel und ihrem Inhalt nach sowie in der Gestaltung dem jungen Menschen den Eindruck vermitteln, als wäre die Welt der Erwachsenen eine Welt der Unmoral und das ganze Dasein eine einzige Unsittlichkeit. In der Anpreisung wird schon dem Star so gelobhudelt, daß er als nachahmenswertes Ideol erscheinen muß, wo er selbst doch keineswegs in seinem persönlichen Lebenswandel ein Vorbild ist und sein kann.

Es erfüllt uns mit Sorge und beunruhigt sehr, daß unsere Jugend in "freigegebene" Filme gelockt werden kann, die wir nicht gutheißen können für deren geistiges und seelisches Gedeihen. Hier ist der Ruf nach Maßnahmen, nach Kontrolle, nach strengen Prüfungen wohlberechtigt, und es erfüllt uns mit Freude, wenn sich hier der Familienbund der Deutschen Katholiken zum Sprecher und Hüter unserer Sorgen macht, indem er sich an Bund, Länder, Gemeinden als Träger der öffentlichen Gewalt sowie an die freien Kräfte der Gesellschaft wendet und sie aufruft, diesen erziehungswidrigen Einflüssen vorbeugende Maßnahmen entgegenzusetzen.

Wo bleibt die Anwendung des Art. 2 des Grundgesetzes, das die unumstößliche, allgemeingültige Grundlage menschlichen und gesellschaftlichen Verhaltens darstellt? Wo bleiben die Verantwortlichen, die sich einmütig dahinterstellen und Kraft eigenen Beispiels nach ihrem Gewissen handeln und einen Damm aufrichten vor der Ehe, Familie und vor der

---

Nachtstunde zu stören, Signor Meloni", sagte Gerhard mit seinem gewinnendsten Lächeln, "aber es ist etwas Komisches geschehen. Diesen Nachmittag verstauchte sich diese junge Dame hier den Fuß und da ich zufällig gerade an ihr vorüberging, half ich ihr zu einem Sitz. Unglücklicherweise haben Sie gerade in diesem Augenblick von uns eine Aufnahme gemacht."

"Na, und?" fragte Signor Meloni.

"Ich bin verheiratet", rief Gerhard, "und diese junge Dame ist verlobt. Wenn meine Frau oder der Verlobte dieser jungen Dame die Fotografie hier sehen würden, würde dieselbe diese beiden zu gänzlich falschen Schlüssen über uns veranlassen!"

Meloni lachte ein garstiges Lachen. "Wie es nun schon mal ist", sagte er, "diese ist eine von meinen gelungendsten Fotos in dieser Saison. Es ist eine vorzügliche Reklame. Wenn Sie wünschen, daß ich das Bild herausnehme, so kostet das . . ." Er nannte einen ansehnlichen Betrag.

Jugend, damit die zersetzenden Einwirkungen aufhören?

Wo bleibt die rasche Neufassung des Gesetzes über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften, die der Bundestag wirklich vordringlich behandeln müßte? Pausenlos wirken Reklame, Werbung in Wort und Schrift und Bild auf die Jugend ein und gefärden sie. Hier geht es um die Strafbarkeit der Herstellung schwer jugendgefährdender Schriften, um die Anwendung eines entsprechenden Prüfmaßstabes, um ein beschleunigtes Vorgehen und um die Kontrolle der Leihbüchereien und des Versandhandels. Was kann sich nicht alles hinter den unkontrollierbaren Verlokkungen verstecken! Jeder, der hinschreibt und sich für über 18 Jahre ausgibt, kann diese Schriften und Bücher erhalten. Wer kontrolliert eigentlich diese gewissenlosen Geschäftemacher? Wer mit der Unmoral sein Geschäft treibt und davon lebt, dem sollte wirklich der Garaus gemacht werden. Hier ist ein schlammiger Boden, der Sumpfblüten treiben kann!

Dieser wirtschaftliche Wettbewerb macht sich sogar bis in die Rundfunkkasten hinein breit. Die erzieherischen Einflüsse der Rundfunkanstalten könnten in moralischer, religiöser und politischer Hinsicht positiv sein, wenn sie die Sendungen, ihrer weitreichenden erzieherischen Einflüsse bewußt, gestalten würden. Freilich, jeder kann ein- oder ausschalten, aber man sollte uns auch nicht in Versuchung führen. Die verheerenden Verwüstungen, die in manchen Familien schon angerichtet wurden, indem die Massenmedien ungehinderten Einfluß auf Ehe und Familie ausüben, genügen doch schon als warnendes und alarmierendes Beispiel. Wir alle sind aufgerufen, diese unpersönlichen Einflüsse durch persönliche Einflüsse, durch Gespräche mit der heranwachsenden Jugend zu entkräften, wirkungslos zu machen. Diese Gespräche sind lebenswichtig. Auch sie sind ein Damm gegen die Schlammfluten, die unsere Familien gefährden. Wir müßten Dämme bauen. Von Mensch zu Mensch. Jeder einzelne muß die Ehe und Familie schützen, die Familie von heute und vorbeugend die Familie von morgen! –

Von der Gastfreundschaft

1. Die Gastfreundschaft ist in fast allen Völkern und Kulturen etwas Heiliges gewesen, auch außerhalb und vor dem Christentum. Sankt Benedikt: "Alle ankommenden Gäste sollen wie Christus aufgenommen werden."

2. Gastfreundschaft ist etwas Persönliches. Ich setze mich mit meiner Person für das Du ein, teile mit ihm, was ich habe. Der Mensch bedarf des anderen Menschen, besonders die Frau. Darum sollte auch gerade die Alleinstehende anderen ihr Heim öffnen. Wieviel Geborgenheit kann gerade sie damit schenken, anderen Alleinstehenden, Jugendlichen. Unendlich viele Stufen und Arten der Gastfreundschaft — von der Einladung lieber Freunde bis zur menschlich-warmen Aufnahme eines Bettlers, von einem fröhlichen Fest bis zum ernsten Gespräch. Jede Einladung muß aus Liebe zum anderen kommen, dem Wunsche, ihm eine Freude zu machen. Dabei erfährt man zugleich auch, daß es eine Freude ist, Gastgeberin zu sein und hausfrauliche Fähigkeiten zu entwickeln.

3. Ist es Tatsache, daß die Frommen menschlicher Begegnung und Geselligkeit immer flarger werden, daß die Einladungen immer mehr aus dem eigenen Heim heraus ins Café, ins Gasthaus verlegt werden? Wenn ja, wo liegt der Grund? Wohnenge, Hetze und Unrast, keine Zeit, Kontaktarmut, Flucht in Anonymität, "Ohne mich!"?

Wenn das so ist, ist es dann nicht eine besondere Aufgabe für die Frau in der Pflege der Gastfreundschaft zu den Quellen echten Menschentums zurückzuführen? Mit Mitmenschen in einen persönlichen Kontakt zu kommen suchen. Nie ist es so, daß nur ein Teil gibt, der andere empfängt. Jeder ist Gebender, der Gastgeber und der Gast.

4. Praktische Wege und Möglichkeiten zeigen. Es kommt nicht darauf an, große Gesellschaften zu geben. Wichtig ist, daß man für den anderen Menschen ganz da ist, für ihn Zeit hat. Für viele ist es ein Geschenk, einen Menschen zu wissen, der sogar nur einmal zuhört.

Gäste nur einladen, wenn man innerlich dazu gestimmt ist, nicht bei persönlichen Sorgen oder starker beruflicher Beanspruchung. Überlegen, welche Gäste man zusammen einladen kann, damit es nicht zu Spannungen und Schwierigkeiten kommt. Heute ist nicht mehr der reichbeladene Tisch das wesentliche. Im Gegenteil: kleine Dinge, aber die mit besonderer Sorgfalt auswählen und vorbereiten. Als Gastgeberin bei den Gästen bleiben, nicht ständig hin und her laufen.

5. Der ungebetene und unerwartete Gast. Gastfreundschaft im tiefsten Sinne ist tätige Nächstenliebe. Nicht nur die Menschen empfangen, die uns gerade angenehm sind, von denen wir etwas haben, sondern auch die, die unser bedürfen. Je weniger durch persönliche Verpflichtungen gebunden, um so mehr den Hilfsbedürftigen, Ratsuchenden gegenüber bereit und offen sein. Bereit sein, wenn es not tut, auch das Letzte mit einem anderen zu teilen (Mt. 25, 35).

6. Neue Gäste heute — die jungen Menschen aus den Entwicklungsländern, die als Studenten oder Praktikanten in unserem Lande sind. Wie wichtig ist es, daß wir ihnen in christlicher Liebe begegnen — nicht nur am Arbeitsplatz —, besonders vor allem ihnen an den Abenden, den Sonn- und Festtagen unser Zuhause öffnen.

Das Wort: "Bist du dem Bruder begegnet, dann bist du dem Herrn begegnet", dürfen wir sicher abwandeln. "Bist du dem Gast begegnet, dann bist du dem Herrn begegnet." Wie reich kann unser eben sein durch gern geschenkte Gastfreundschaft.

Lotte kuendigt

Von Th. K. Franke

In der Trikotagenabteilung des großen Kaufhauses ging es noch wenig lebhaft zu.

"Hübsch ruhig heute morgen", sagte Frau Hoffmann, eine Verkäuferin, zu ihrer Kollegin, Fräulein Leisner. 'S'o gefällt's mir."

In demselben Augenblick traf ihr Ohr ein Ruf. Die Abteilungsleiterin war's.

"Frau Hoffmann, einen Augenblick, bitte! Verzeihen Sie eine Frage", begann sie dann, "möchten Sie nicht kündigen?"

Die Verkäuferin verfärbte sich.

"Bitte Frau Hoffman, hören Sie mich ruhig an", fuhr die Abteilungsleiterin fort. "Ich habe nichts gegen Sie und bin mit Ihren Leistungen voll zufrieden. Aber da kam gestern eine Bekannte zu mir. ein junges Mädchen. Sie ist Waise und in großer finanzieller Not. Ich möchte sie gern in meiner Abteilung einstellen und sprach dieserhalb mit dem Personalchef. Wenn jemand ausscheidet, gern, sagte er, aber eine zusätzliche Kraft kommt nicht in Betracht. Da dachte ich an Sie. Ihr Mann verdient mehr als gut; Sie besitzen ein Auto und eine schöne Wohnung. Weshalb wollen Sie noch arbeiten? Wäre es nicht besser und dankbarer, Sie dächten an eine richtige Familie — mit Kindern?"

Frau Hoffmann schaute ihr Gegenüber entgeistert — entrüstet an.

"Kinder? Wir brauchen keine Kinder! Nein, ich kündige nicht!"

Damit wandte sie sich ab, ihrer Kollegin von dieser Unterhaltung zu berichten. Sie mußte ihrer Erregung Abzug verschaffen.

•

Die Stunden verrannen, Käufer kamen, es gab Verkehr und Arbeit. Endlich schrillte die Glocke: Feierabend! Die Verkäuferinnen räumten ihre Ware ein, dann eilten sie zum Umkleideraum, und kurz darauf ergoß sich ein Strom von Menschen nach draußen. Herr Hoffmann wartete bereits mit seinem Auto. Andere wurden von ihren Verehrern in Empfang genommen. Um Lotte Leisner kümmerte sich niemand. Einen Augenblick blieb sie stehen und atmete tief die frische, kalte Luft ein, dann schritt sie langsam weiter. Seit dem Tod der Eltern bewohnte sie ein Zimmer bei ihrer verheirateten Schwester. Die Sorge um das viele, das was sie sich gehört und um das, was sie sich selber an Lust und Last aufbürdeten, ließ ihre Familie nicht zur Ruhe kommen. Lotte braucht sich nicht zu beeilen.

Plötzlich schrak sie aus ihrem Sinnen auf. Ein Kinderweinen klang an ihr Ohr. Schau, in der Haustür standen ein etwa fünfjähriges Mädchen und ein dreijähriger Bub. Lotte sprach sie an.

"Wir warten auf unsern Vati", sagte das Mädchen.

"Wo ist denn eure Mutti?" forschte Lotte.

"Wir haben keine Mutti. Sie ist tot", kam die Antwort.

"Und der Vater arbeitet? Wer sorgt denn für euch?"

"Frau Becker gibt uns zu essen. Aber sie ist fortgangen."

"Hast du denn keinen Schlüssel zur Wohnung?"

"Ja! Aber es ist so kalt in der Küche."

"Komm, schließ' auf!"

Lotte schaltete das Licht ein; dann machte sie Feuer im Herd.

"Nun seid ihr gewiß hungrig?" fragte sie. "Habt ihr Milch?"

"Ja, auf dem Balkon steht die Kanne", gab die Kleine Auskunft.

Nach zehn Minuten saßen beide am Tisch aud löffelten ihre Suppe. Plötzlich fand der Junge seine Sprache wieder.

"Ha, das schmeckt", schmatzte er. "Tante, bleibst du immer bei uns?"

Lotte kam zu keiner Antwort, denn just ging die Tür auf.

"Vati!" riefen die Kinder.

Vati machte große Augen.

"Ich komme heute ausnahmsweise später", sagte er, "es ging beim besten Willen nicht anders. Ja, die Kinder! Ich könnte sie in's Waisenhaus tun, aber ich mag nicht. Sie sollen eine Mutter haben. Doch wer will schon einen Witwer mit zwei Kindern?"

Lotte kam ein Gedanke. Wenn sie statt Frau Hoffman Platz machte für die Fremde, die in Not war? Sollte sie es wagen?

"Sie suchen gewiß eine hübsche und vermögende Frau", sagte sie. "Ich bin beides nicht, und ich mute niemanden zu, mich zu heiraten. Aber ihren Kindern möchte ich trotzdem Mutter sein. Wenn Sie mich als Haushälterin gebrauchen können . . ."

"Sie irren, Fräulein", fiel der Mann ein. "Ich brauche eine Frau mit Herz, eine kinderliebe Frau, weiter nichts. Werden Sie deshalb meine — Haushälterin — vorerst. Ich bitte Sie herzlichst darum. Wollen Sie? Ja? Ich danke Ihnen, Fräulein!"

Des Mannes Stimme zitterte, Tränen traten ihm in die Augen.

*

Die Abteilungsleiterin war sehr erstaunt, als Lotte am nächsten Morgen um ihre sofortige Entlassung bat.

"Aber, Fräulein Leisner", sagte sie, "gerade Sie lasse ich am unliebsten scheiden. Haben Sie eine bessere Stellung gefunden?"

"Ja", erwiderte Lotte. Sie dachte dabei an zwei erwartungsfrohe Kinderaugen. –

Denken wir mit Freude an jenen Tag, "da wir alle zusammen im Himmelreich trinken werden"? "Ich sage euch, ich werde von nun an nicht mehr trinken von dieser Frucht des Weinstockes bis zu jenem Tage, da ich sie neu mit euch im Reiche meines Vaters trinken werde." Gott erwartet uns. Und wir? Eilen wir ihn wiederzufinden? Louis Evely

Was ein Dichter nicht alles erleben kann

Erzählung von Rudolfo Caltofen

In einem Dachstübchen sitzt der echte Poet und stiehlt dem lieben Herrgott nur die Zeit, meinen die guten Bürger, die da im Schweiße ihres Angesichts schuften. Seltsamerweise hat nun aber das sonst so praktische zarte Geschlecht eine gewisse Vorliebe für solche Hungerleider. Und das Tollste ist, man druckt sie sogar in den Zeitungen, während jeder andre Mensch nur einmal mit seiner Todesanzeige, die noch dazu bezahlt werden muß, in die Zeitung kommt.

Klaus Becker war einer dieser überflüssigen Existenzen. Er war Lyriker und hatte zwei Bändchen veröffentlicht.

Arm und arbeitslos durch die Straßen zu bummeln, ist für den guten Bürger ein Verbrechen, zeigt man aber noch einen Mangel an Unterwürfigkeit und guckt in die Wolken, wie Klaus Becker, so verliert man jedes Anrecht auf das Mitleid seiner Nächsten.

Klaus Becker versuchte dabei wirklich, Arbeit zu finden, doch wer nimmt schon einen Poeten in Stellung? Sprach man in der Stadt über den Dichter, so war das Urteil allgemein abfällig.

Immer gehässiger wurden die Gerüchte. Man erzählte sich, er habe sich den ganzen Sommer nur in üblen Vierteln herumgetrieben und die Nächte in den Parks geschlafen. Was würde er nun im Herbst beginnen?

Als aber der Herbst kam, war der Dichter plötzlich verschwunden.

Zu Beginn des neuen Jahres bummelte er plötzlich, genau wie früher, durch die Straßen, nur elegant gekleidet, mit einem teuren Wintermantel und einem Hut, wie ihn die meisten Leute nur an Sonntagen tragen. In einem der teuersten Hotels hatte er Wohnung genommen.

Die guten Bürger waren außer sich. Irgend etwas mußte da nicht stimmen. Die Polizei, die man aufmerksam machte, meinte, sie könne nichts unternehmen, solange nicht Beschwerden gegen ihn einliefen.

Eines Tages fand sich diese Möglichkeit. Der Dichter besuchte den angesehensten Grundstückmakler und äußerte, er wolle eine Villa kaufen.

Zuerst hatte sich nur einer der kleinen Gehilfen mit dem Poeten unterhalten, zuletzt aber kam der Chef in Person. Der Dichter behauptete nämlich, er wolle wahrlich kaufen und sogar in bar bezahlen. Eine Person, über die er jetzt nicht sprechen wolle, käme in den nächsten Tagen und brächte das Geld mit.

Als der Dichter geendet hatte, setzte ein langes Schweigen ein, dann aber brach der Chef in ein schallendes Gelächter aus. "Lieber Freund", rieb er sich die Hände, "das war ein guter Witz. Hier schenke ich dir auch etwas dafür."

Klaus Becker sah beleidigt zur Seite. "Ich brauche Ihr Almosen nicht", sagte er. "Ich habe mehr Geld als Sie. Ich bin einer der reichsten Leute der Stadt."

Der Chef konnte sich vor Lachen nicht mehr halten. "Nicht schlecht. Da kann man ja gratulieren. Wollen Sie aber bei uns ein Haus kaufen, so müssen Sie uns schon Ihr Vermögen schwarz auf weiß nachweisen."

Wütend entgegnete nun der Dichter: "Wenn's Ihnen nicht paßt, es gibt ja noch andere Agenturen!"

Er wanderte zur nächsten.

"Tut mir selbst leid", meinte der nächste Grundstücksmakler, und sein Gesicht verdüsterte sich. Ein Angestellter verschwand auf einen diskreten Wink. "Hm! Sie wollen ein Haus kaufen, Geld aber sollen wir erst sehen, wenn eine gewisse Person aus dem Auslande kommt?"

"Ja, aus Amerika", ergänzte der Dichter.

Der Makler barst vor Wut.

Vor der Tür hörte man schwere Schritte. Der Chef richtete sich zu seiner vollen Größe auf und fixierte eiskalt den Poeten: "Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie hier einen großen Schwindelversuch unternehmen."

"Schwindel?" Klaus Becker war wie vom Donner gerührt. Als er sich zornig umdrehte, um zu gehen, stand er zwei Polizisten gegenüber.

Und so landete der Dichter wirklich im Gefängnis.

Wie ein Lauffeuer ging die Sache durch die Stadt. Als Klaus Becker am nächsten Morgen aufwachte, war er berühmt, nicht wegen des dummen Schwindels, sondern der Millionen wegen. Der Dichter beharrte steif und fest darauf.

Die Gerichte wußten nicht, was sie mit dem Manne machen sollten, der drohte, er werde seine Angelegenheit bis vor die höchsten Instanzen bringen. Das Geld dazu besitze er.

Ein alter Richter fand zuletzt das erlösende Wort: "Der Mann ist verrückt . . ."

So brachte man den Dichter ins Irrenhaus. Obwohl die Anstalt idyllisch in einem großen Park vor der Stadt lag, war Klaus Bekker nicht begeistert, dorthin verfrachtet zu werden.

Eines Tages kam eine elegante Dame mit Hornbrille und Tigerpelz, die sich eilig durch die Wartenden drängte und in das Hotel fuhr, in dem der Dichter gewohnt hatte. Sie fragte dort nach ihrem Gatten, dem Dichter Klaus Becker.

Hätte sie nach dem Präsidenten in Person gefragt, es hätte im Hotel keine größere Bestürzung entstehen können. Die Dame war gewöhnt, zu befehlen. Binnen weniger Minuten hatte sie die ganze Geschichte aus dem erschreckten Portier herausgepreßt, worauf sie ihm eine Ohrfeige als Trinkgeld gab und verschwand.

Kurz darauf beehrte sie den Direktor der Irrenanstalt mit ihrem Besuch. Und man braucht wohl nicht auszuführen, wie dramatisch dieser verlief. Ein paar Minuten später schloß Klaus Bekker die Dame, die seine Gattin war, in die Arme. –

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

2. Fortsetzung

Zur gleichen Zeit traf Pater Erwin, den Herr Hildebert in seiner Sorge aus dem neugegründeten Kloster Sponheim hatte holen lassen, am Tor von Schloß Böckelheim ein; er stand ebenfalls im Rufe, allerlei Heilkunde zu verstehen.

Gemeinsam schritten nun die beiden die Treppe zum Krankenzimmer hinauf, der Mönch, ein Hühne von Gestalt, still und gesammelt, der Physikus aufgeregt und zappelig, eine große Tasche mit Pillen, Salben und Mixturen unter dem Arm.

"Der Fall ist klar!" behauptete Magister Eberlin mit dürrer Stimme, nachdem er kaum einen Blick auf das kranke Kind geworfen hatte. "Es handelt sich um das viertägige Fieber; es wird bald überwunden sein, wenn meine Maßnahmen genau befolgt werden! Ehem!"

Der Mönch von Sponnheim aber schüttelte den Kopf und sagte:

"Es ist weder das dreitägige noch das viertägige Fieber, sondern das hitzige Fieber."

"Irrtum, Herr Kollege, Irrtum!" fuhr das Männlein dazwischen und drehte aufgeregt an seinem Knebelbärtchen herum. "Es ist das viertägige Fieber."

"Das hitzige Fieber!" erwiderte Pater Erwin ruhig und schaute auf den Binger Physikus mit einem Ausdruck von Gutmütigkeit und Zurechtweisung herab, wie etwa ein Bernhardinerhund auf einen kläffenden Straßenköter.

"Es ist das viertägige Fieber!" schrie der Magister, und seine Stimme überschlug sich. "Die Behandlung ist sehr einfach nach dem Grundsatz: Entgegengesetztes wird durch Entgegengestztes geheilt."

"Das ist ein falscher Grundsatz", unterbrach der Sponheimer. "Der richtige heißt: Gleiches wird durch Gleiches geheilt."

Der Physikus machte einen kleinen Luftsprung vor Entsetzen.

"Falsch, völlig falsch, Herr Kollega!" schrie er immer wieder. "Mein Grundsatz ist der einzige, der sich auf Hippokrates, Galenus und Aristoteles berufen kann. Ehem!"

"Der meinige beruft sich auf die Erfahrung!" lächelte der Mönch.

"Falsch, völlig falsch!" spartelte Magister Eberlin. "Die Erfahrung ist eine schlechte Lehrmeisterin. Entgegengesetztes wird durch Entgegengesetztes geheilt. Das Fieber ist heiß, also hilft die Kälte. Man rüste daher ein Bad mit eiskaltem Brunnenwasser, tauche den kranken Körper drei Vaterunser lang hinein, dann zieht die Kälte die Hitze aus ihm heraus, und das Kind wird gesund. Ehem!"

"Oder man kann es zum Friedhof bringen", sagte der Sponheimer Mönch ruhig. "Handelt nach meinem Grundsatz, Herr Burggraf! Gleiches wird durch Gleiches geheilt. Macht Steine heiß, Wickelt sie in Tücher und legt sie ins Bett! Dann wird die Hitze der Steine die Hitze des Fiebers aufheben, und so Gott will, wird das Kind wieder gesund!"

"Das Kind stirbt, es stirbt!" schrie Herr Eberlin und strampelte mit Händen und Füßen.

"Nach Eurem Rezept!" sagte der Mönch.

"Nach dem Euren, nach dem Euren!" fauchte der Physikus. "Herr Burggraf, tut, wie ich Euch gesagt habe. In drei Tagen komme ich wieder, und Euer Kind wird genesen sein."

"Handelt, wie ich gesagt habe!" mahnte der Benediktiner. "So Gott will, wird das Kind gesund!"

Immer noch zankend stiegen die beiden Heilkundigen die Treppe wieder hinab, und als der Physikus auf seinen steifbeinigen Gaul kletterte, rief er dem bereits davonsprengenden Sponheimer nach:

"Entgegengesetztes wird durch Entgegengesetztes geheilt, Herr Kollega! Durch Entgegengesetztes! Versteht Ihr mich?"

"Gebt acht, daß Ihr nicht in den Burggraben trabt!" lachte der Torwächter von Böckelheim und schaute dem Männlein, das schimpfend davonritt, kopfschüttelnd nach.

Die armen Eltern aber entschlossen sich, weder die eine noch die andere Art der Heilbehandlung anzuwenden. Ihre Trostlosigkeit war größer als zuvor.

Auf Roderichs Vorschlag ließ man schließlich den alten Schäfer herbeiholen. Der kam steifbeinig die Treppe hinauf, schaute das kranke Kind lange an, schüttelte den Kopf und sagte:

"Das kann nicht anders sein, da sind böse Geister im Spiel. Wenn der Burgkaplan sie nicht austreibt, kann es nur eine noch, die Waldfrau!"

"Die Hexe aus dem Drudenforst?" fuhr Trautwin auf, der mit Hatto und der sechsjährigen Mechtild herzugeschlichen war.

"Die hat doch den bösen Blick, kocht Schlangen

und reitet auf einem Besen durch die Luft!" rief Hatto entsetzt.

Der Schäfer wiegte den Kopf.

"Ob sie durch die Luft reitet, weiß ich nicht. Sicher ist, daß sie eine Menge Zaubersprüche kennt. Damit vermag sie den Menschen zu schaden oder zu nützen, wie sie will."

"Der Robert sagt", warf Trautwin ein, "die Waldfrau glaubt nicht an Christus und an die Heiligen. Manchmal geht sie den Guldenbach hinauf in Lendel und betet in einer alten Heidenhöhle. Der Robert hat sie oft dahin gehen sehen, wenn er die Schweine hütet."

"Wir sind Christen, und ich will keinen heidnischen Zauberkram!" entschied Herr Hildebrant. "Die Waldfrau bleibt aus dem Haus."

Da zuckte der Schäfer mit der Schulter, schüttelte den Kopf und schlurfte davon.

Viele Tage hindurch schwebte Hildegard zwischen Leben und Tod. Erst als das heilige Pfingstfest kam, stellte sich eine plötzliche Besserung ein. Zwar war der zarte Körper noch ganz entschöpft, aber das Fieber war gebrochen.

Die Freude der Eltern und Geschwister war grenzenlos, und das ganze Schloßvolk freute sich mit.

Bruder Sturmi brachte einen großen Rosenstrauß, und als Hildegard erfuhr, daß er aus dem Klostergarten vom Disibodenberg sei, strahlte sie vor Freude.

"Vom Disibodenberg, das ist schön, das ist schön!" sagte sie immer wieder, und als die Mutter fragte, warum sie den Disibodenberg denn gar so lieb habe, lächelte sie glücklich: "Da hab ich den lieben Gott gesehen."

"Den lieben Gott?" fragte die Mutter erstaunt.

"Ja, in dem lebendigen Licht! Hast du es denn noch nie gesehen, Mutter?"

"Was, mein Kind?"

"Das lebendige Licht!" Da schaute die Mutter ihr Töchterlein besorgt und verwundert an, das den Blick so strahlend erwiderte.

"Was du alles redest!" lächelte sie und erschrak heimlich bei dem Gedanken, ob etwa die Krankheit den Geist ihres Kindes verwirrt haben könnte. "Du armes, armes Kind!" seufzte sie still und streichelte der Kleinen über das Haar.

"Ich bin nicht arm!" lächelte das Mädchen. "Ich bin froh."

"Warum, liebes Kind?"

"Weil ich Gott gesehen habe!" Die Mutter griff nach dem Puls des Mädchens. War denn das Fieber wieder da? Auch im Fieber hatte sie ja immer von Gott und dem lebendigen Licht geredet. Was mochte die Kleine denn auf dem Disibodenberg gesehen haben? Man konnte ja erschrecken, wenn man das Kind reden hörte.

Ein seltsames Kind überhaupt! Das viele Leid, das viele Leid, das sie schon in so frühen Jahren tragen mußte, hatte ihre Seele weit über ihre Jahre hinaus reifen lassen. In manchen Dingen war Hildegard dem sechsjährigen Schwesterlein entschieden überlegen. Wie sie aber ihr Leiden trug, wie sie all die vielen schmerzerfüllten Tage hinnahm, so fröhlich und geduldig, als seien auch sie ein liebes Gottesgeschenk, das überstieg jedes Begreifen.

"Es ist ein Kind der Gnade!" sagte der Burgkaplan stets, wenn Frau Mechtild mit ihm darüber sprach. "Gott läßt sie leiden, um ihre Seele zu einem großen und weiten Gefäß zu schmieden, in das Er Seine Gnade ausgießt. Sie ist anders als ihre Geschwister. Ich glaube, Gott hat sie zu Besonderem berufen!"

"Es ist ein gottgeweihtes Kind, wir haben es ihm als unser Zehntes aufgeopfert, als es noch in der Wiege lag."

"Und Gott hat Euer Opfer angenommen, Frau Mechtild!" sagte der Priester und nickte der Burgherrin ernst und bedeutungsvoll zu. Langsam vergingen die Tage der Pfingstwoche, und allmählich kam das kleine Körperlein wieder zu Kräften. Mutter und Geschwister überboten sich im Eifer, dem geliebten Kind die Zeit zu kürzen. Frau Mechtild erzählte ihm Märchen und Legenden, die Geschichte von dem Riesen, der den Heiland durch das Wasser getragen hatte, von den Siebenschläfern und vom Dieb, den Maria vom Galgen rettete.

Wenn Frau Mechtild erzählte, saß Hildegard stets ganz still und reglos in den Kissen, unverwandt die Mutter anschauend. Dann glühten die sonst so bleichen Wangen, und die Augen leuchteten in stillem Glanz.

Wenn die Brüder fort waren, kam Hugo manchmal ins Krankenzimmer, seine Laute in der Hand. Er setzte sich neben das Schwesterlein an das Bett und sang seine schönsten Lieder.

"Gelt, dir macht es Freude, wenn ich spiele?" sagte er dann. "Der Roderich lacht mich aus wegen des 'Geleiers', wie er es nennt. Trautwin und Hatto halten sich die Ohren zu. Spiele ich denn so schlecht?

"Du spielst schön, sehr schön spielst du!" lobte Hildegard.

"Ja, weißt du", sagte Hugo und schaute das Schwesterlein mit leuchtenden Augen an, "wenn ich groß bin, ziehe ich durch die ganze Welt von einer Burg zur anderen und von einem König zum anderen. Dann singe ich von Dietrich von Bern und seinen hundert Heldentaten, von Hildebrand und Hadubrand, von Rittern und Heiligen und . . . und . . ."

"Und?" fragte das Mädchen.

"Und von dir, Hildegard!" antwortete der Junge und wurde rot. Dann griff er wieder zu seiner Laute und sang:

> Du bist min, ich bin din,
> Des solt du gewis sin.
> Du bist beslozzen
> In minem herzen;
> Verloren ist das slüzzelin:
> Du muost immer drinn sin.

Da lachte Hildegard und klatschte in die Hände.

Oft kam die greise Gertrud, eine alte Magd, die schon Herrn Hildebert als kleines Kind auf den Armen getragen hatte. Die brachte ihr Spinnrad mit ans Krankenbett, und während sie das Rädchen surren ließ, erzählte sie von allerlei heimlichen und unheimlichen Dingen.

Märchen wußte sie eine ganze Menge, das von Schneeweißchen und Rosenrot, das von Dornröschen,

Märchen von Zwergen und Riesen, von Hexen und Wölfen. Immer wieder mahnte sie dann:

"Kind, geh nicht in den Wald! Der Wald ist voll von Unholden und Werwölfen, von Alben, Druden und Wichtelmännern. Da ist die Waldfrau. Die hat den bösen Blick und kann Menschen in Vögel verzaubern. Die Waldfrau glaubt nicht an Gott."

"Sie glaubt nicht an Gott?" stammelte Hildegard und starrte die alte Gertrud mit großen Augen an, während sie plötzlich bis ins Herz hinein fror.

"Sie glaubt nicht an Gott!" wiederholte die Alte. "Sie meidet die Kirche und geht jedem Kreuz aus dem Weg." Dann seufzte sie und nickte nachdrücklich mit dem Kopf.

Hildegard war in die Kissen gesunken und hatte die Augen geschlossen. Die greise Gertrud glaubte sie schlafend. Darum schwieg sie und ließ nur ihr Rädchen schnurren.

Hildegard aber schlief nicht. Sie lag mit klopfendem Herzen und zermarterte sich den Kopf über das, was die alte Gertrud gesagt hatte. Konnte das denn sein, daß es Menschen gab, die nicht an Gott glaubten? Dann konnte die Waldfrau wohl auch nicht beten? Wie konnte sie dann überhaupt leben? Sie war sicher sehr arm und unglücklich, und vielleicht hatte ihr niemand etwas vom lieben Gott gesagt.

Leise schnurrte das Spinnrad. Vom Bergfried her hörte Hildegard Hugo die Laute spielen. Sonst war es ganz still. Das kranke Mädchen aber hatte einen großen, heiligen Entschluß gefaßt.

*

Der Dreifaltigkeitssonntag brachte warmes, sonniges Frühlingswetter. Hildegard war nun wieder ganz genesen und spielte mit Mechtild im Burghof. Auf einmal hörten sie vom Bergfried her einen hellen Jauchzer. Gleich darauf stürmte Hugo, der wieder in seinem Musikantenzimmer gespielt hatte, jubelnd die Treppe zum Hof hinab und schrie: "Fahrend Volk! Fahrend Volk! Sie kommen! Ich hab sie von oben gesehen!"

Da lief von allen Seiten das Gesinde herzu. Der Kellermeister ließ seine Fässer im Stich, der Koch rannte aus der Küche, und der Küchenjunge, der eine Hirschkeule am Spieß drehen sollte, ließ den Braten anbrennen und lief auf den Burghof. Aus der Waffenkammer, wo sie sich mit alten Harnischen zu schaffen gemacht hatten, stürmten Trautwin und Hatto herzu, und Roderich, der seinen Rappen soeben für einen Ausritt gesattelt hatte, rannte aus dem Marstall. Selbst der Burgherr und Frau Mechtild erschienen auf der großen Freitreppe.

"Fahrend Volk! Fahrend Volk!" jubelte alles durcheinander und drängte sich zum Burgtor.

Rasselnd ging die Zugbrücke herunter, und dann zogen sie ein, die Vaganten, abenteuerliche Gesellen in phantastisch bunten Gewändern, denen das Burgvolk fröhlich zujauchzte.

"Sogar einen Bären haben sie mitgebracht!" schrie Hatto.

"Und einen Wagen mit einem wilden Tier im Käfig!" jubelte der Küchenjunge.

Nun trat einer der Fahrenden vor, schwenkte den federgeschmückten Hut und begrüßte die Zuschauer in schwungvollen Worten.

Durch zweiundsiebzig Länder seien sie schon gefahren vom Reich des Sultans bis zum Mohrenland, in dem die Menschen von der Sonne so schwarz gebrannt seien wie Ofenruß. Nun seien sie hier, um ihre Künste einem wohlgeneigten Publikum vorzuführen.

Den Beginn machten zwei Fahrende, die zum größten Entzücken der Zuschauer auf den Händen liefen und das Rad schlugen. Aber der Küchenjunge lachte verächtlich und prahlte vor der Kuhmagd, das sei keine Kunst, das könne er auch. Ein anderer trat auf, wirbelte ein kupfernes Becken hoch in die Luft und fing es geschickt wieder auf. Einer der Vaganten zeigte sich als Seiltänzer. Das Burgvolk geizte nicht mit Beifall, war ihm die fröhliche Unterhaltung doch höchst willkommen.

Jetzt trat einer der Fahrenden an den Tierkäfig, der auf einem klapperigen Wagen von ein paar abgetriebenen Gäulen gezogen wurde.

"Dieses Tier ist ein Löwe", begann er stolz zu verkünden. "Es ist der König aller Tiere. Dennoch haben wir ihn in der Wüste gefangen und ihn in den eisernen Käfig gesperrt. Die Löwen werden tot geboren. Drei Tage bewacht sie die Mutter. Dann kommt der alte Löwe und brüllt so laut, daß die Jungen davon lebendig werden. Wird der Löwe vom Jäger verfolgt, so verwischt er mit dem Schwanz seine Spuren. Wenn man das Herz eines Löwen im Hause vergräbt, so schlägt der Blitz nicht ein. Wer die Schwanzspitze eines Löwen bei sich trägt, ist vor bösen Geistern und Hexen geschützt. Legt man sie neben Speisen und Getränke, so zeigt sie an, ob sie vergiftet sind. Dann nämlich bewegt sich die Schwanzspitze hin und her." So ging der Vortrag über den Löwen noch eine ganze Zeitlang weiter, immer wieder unterbrochen von den bewundernden Ausrufen des Burgvolkes, das mit Ohren, Mund und Nase lauschte.

Eine kleine Handtrommel begann zu rasseln, Flötenspiel erklang, zu dem die Fahrenden jetzt ihren Bär tanzen ließen. Während aber die übrigen Zuschauer staunend und belustigt gafften, griff Hildegard plötzlich nach der Hand ihrer Schwester und sagte leise:

"Komm mit, Mechtild!"

"Wo willt du denn hin?" fragte das Mädchen verblüfft. "Hier ist es doch so schön."

"Komm mit!" wiederholte Hildegard nur. Da folgte Mechtild ohne Zögern. Sie war es gewohnt, der jüngeren Schwester stets zu Willen zu sein.

"Wo willst du hin?" fragte sie nur, als sie über die Zugbrücke gingen.

"In den Wald!" antwortete Hildegard.

"Aber der Wald ist doch böse, sagt die alte Gertrud", wandte Mechtild ängstlich ein.

"Der Wald ist nicht böse", widersprach Hildegard. "Der Wald ist gut; denn der liebe Gott hat den Wald gemacht." Also gingen die beiden Kinder in den Wald.

Im Burghof trat derweilen aus dem Kreis der Fahrenden ein stattlicher junger Mann hervor. Kostbarer war seine Gewandung als die der übrigen Vaganten. Über einem zweifarbigen, mit Silberborten geschmückten Rock trug er einen scharlachroten, von Goldfäden durchwirkten Mantel, der fast

über den Boden schleppte. Die Schuhe, mit leuchtenden Bändern verschnürt, waren mit bunten Steinen geziert. In der Hand trug er eine goldene Harfe.

"Ein Sänger!" jubelte Hugo und drängte sich vor.

Der Spielmann verneigte sich ehrfurchtsvoll vor der Burgherrin, schlug die Saiten und begann nach einem gar lieblichen Vorspiel die Weise vom Mägdlein im Blumengarten:

Es ging ein Mägdlein zarte
Früh in der Morgenstund'
In einen Blumengarten,
Frisch, fröhlich und gesund.
Der Blümlein es viel brechen wollt,
Draus einen Kranz zu machen
Von Silber und von Gold.

Andächtig lauschte das Burgvolk dem Lied von Liebe, Tanz und Tod. Nur Roderich konnte das Ende kaum abwarten.

"Singt uns von der Jagd oder von edlen Rittertaten!" rief er, als der Fahrende mit ein paar klingenden Akkorden sein Lied beendet hatte. Da begann der Spielmann abermals und sang von Jägern, Hunden und Falken. Das ging den Buben ins Blut und ließ ihre Augen blitzen.

Dann aber gab der Sänger in klingenden Reimen Kunde von allem Großen und Ruhmreichen, das in der weiten Welt geschehen war. Vom Kreuzzug sang er, von der Eroberung der heiligen Stadt Jerusalem und von dem herrlichen König Gottfried von Bouillon, der nach gewaltigen und wundersamen Taten in der Sionsstadt ein fernes Grab gefunden hatte.

Indessen wanderten die beiden Mädchen miteinander durch den Wald.

"Wo gehen wir denn hin?" fragte Mechtild nach einer Weile.

"Wir wollen die Waldfrau besuchen!" antwortete Hildegard. Mechtild erschrak, daß ihr fast das Herz stehenblieb.

"Aber die Waldfrau ist böse!" stammelte sie entsetzt. "Sie wird uns verzaubern." Hildegard schüttelte den Kopf.

"Komm nur mit! Ich muß ihr etwas sagen!"

Irgendwo begegneten sie dem Schweinehirt. Den fragten sie nach dem Weg. Robert starrte die Kinder ganz erschrocken an.

"Was wollt ihr denn bei der Waldfrau?"

"Ich muß ihr etwas sagen", antwortete Hildegard wieder. "Sag uns nur, wo sie wohnt!"

"Es ist nicht mehr weit", stotterte der Junge noch ganz entsetzt. "Den Holzweg durch die Buchen geht es entlang, dann durch das Tannengehölz. Ich geh mit und zeig euch den Weg!"

Schweigend gingen die drei jetzt weiter, die beiden Mädchen voraus, der Schweinehirt mit seinem Stecken als Schutz hinterher.

"Wir wollen ein paar Blumen für die Waldfrau pflücken, dann tut sie uns gewiß nichts!" schlug Hildegard vor und machte sich gleich mit dem Schwesterlein an die Arbeit.

Als sie in das Tannengehölz kamen, sahen sie irgendwo dünnen Rauch aufsteigen.

"Da wohnt die Waldfrau!" sagte Robert. "Sicher kocht sie Kröten und Schlangen."

"Sie wird sich ihr Essen kochen", meinte Hildegard ruhig. Mechtild verging fast vor Angst.

"Wollen wir nicht lieber umkehren?" fragte sie zitternd. Aber Hildegard schüttelte den Kopf und ging auf die alte, verwitterte Klause zu, die nun zwischen den Bäumen zum Vorschein kam. Es war wirklich eine elende Hütte, welche die Waldfrau bewohnte. Aus morschen Brettern war sie gefügt, und das moosbedeckte Dach hielt kaum mehr zusammen. Robert schlug mit dem Stecken gegen die Tür, die schief in den Angeln hing. Eine Weile kam keine Antwort, nur ein Rabe krächzte in der Klause, und eine Katze miaute. Dann aber tat sich die Tür auf, und eine alte Frau schaute heraus. Die hatte ein häßliches, runzeliges Gesicht, strähniges, graues Haar und nur noch einen einzigen langen Zahn im Mund. Auf ihrer Schulter saß eine Katze, die einen krummen Buckel machte.

"Was wollt ihr?" fragte die Alte und schaute die Kinder unfreundlich an. Mechtild zupfte ihr Schwesterchen am Gewand und versuchte sie fortzuziehen. Aber Hildegard hielt stand und reckte der Waldfrau ihre Blumen entgegen.

Die Alte starrte das Mädchen mit großen Augen an.

"Mir wollt ihr Blumen bringen? Der Waldfrau wollt ihr Blumen bringen?" Ihre Stimme war heiser und krächzend. "Habt ihr denn keine Angst vor mir?"

"Die Leute sagen viel Böses über dich", antwortete Hildegard. "Aber es ist gewiß nicht wahr."

Da ging ein Schein der Freude über das alte häßliche Gesicht. "Die Leute wissen nicht, was sie reden. Eine alte Frau soll man nicht verleumden. Ich tue nichts Böses und bin froh, wenn ich im Wald ein kümmerliches Dasein habe. Ich bin sehr arm."

Da schaute Hildegard die Alte mit ernsten Augen an und sagte:

"Wenn du an Gott glaubst, bist du nicht arm. Du mußt an Ihn glauben."

"Und warum muß ich?" lächelte die Alte.

"Ich habe Ihn gesehen!" antwortete Hildegard.

"Wie kannst du kleines Kind Gott gesehen haben?" sagte die Waldfrau, "Ich bin alt und habe Ihn nie gesehen. Mein Mann wurde vom Blitz erschlagen. Meine Kinder haben die wilden Reiter umgebracht. Meine Kuh haben sie mir gestohlen und mein Haus verbrannt. Das hab ich gesehen, Haß und Mord und Not und Tod. Gott habe ich nie gesehen!"

"So betest du nicht?" fragte Hildegard erschauernd.

"Die Menschen sind hart und böse, und Gott hat mir nie gezeigt, daß Er mich liebt. Was soll ich beten?" sagte die Alte und wich dem Blick des Kindes aus.

"Du mußt aber beten!" sagte Hildegard eindringlich. "Gott liebt dich!"

"Die Waldfrau liebt niemand!" murmelte die Greisin.

"Gott liebt dich!" wiederholte das Mädchen.

"Bist du hierhergekommen, mir das zu sagen?"

"Ja, darum bin ich gekommen."

"Und wer hat dich geschickt?"
"Gott!" antwortete Hildegard ohne Zögern.
Nun faßte auch Mechtild Mut und fragte:
"Ist es wahr, daß du Kröten und Schlangen kochst?"
"Ich koche Tee aus Kräutern."
"Und wozu sind die Kräuter gut?"
"Sie helfen in kranken Tagen."
"Kennst du viele Kräuter?"
"Alle!"
Eine Weile dachte Mechtild nach. Dann sagte sie: "Unsere Hildegard ist oft krank. Sie hat dann das Fieber, sagt die Mutter. Hast du keine Kräuter dagegen?"
"Freilich!" erwiderte die Alte lebhaft. "Schafgarbe und Engelsüß muß man nehmen. Wenn der Mond zunimmt, muß man sie pflücken, dann sind sie voll Saft und Kraft. Die Kräuter muß man in Wein kochen, dann lauwarm trinken. Das hilft. Komm her, ich gebe euch ein Bündelchen davon mit. Habe gerade die Kräuter gesammelt; denn jetzt ist wachsendes Licht."
Eilig humpelte die Waldfrau in ihre Hütte, wo sie eine Weile herumkramte. Dann brachte sie ein Bündel von Kräutern herbei.
"So, nicht vergessen! In Wein kochen, dann lauwarm trinken! Das wird dem Kindlein gut tun!"
"Wir danken dir, Waldfrau!" sagte Mechtild und griff erfreut nach den Kräutern.
"Nicht danken, nicht danken!" wehrte die Alte. "Und wenn das Fieber gar zu arg ist, dann ruft nach der Waldfrau. Sie weiß immer Rat. Die Kräuter sind gut. Immer helfen die Kräuter!"
"Dann ist auch Der gut, der die Kräuter wachsen ließ", sagte Hildegard ernst. "Und Gott hat dich lieb, denn Er schenkt dir seine Kräuter. Also mußt du zu Ihm beten!"
"Du bist ein gutes Kind!" sagte die Alte, nickte den beiden Mädchen zu und schlurfte in ihre Klause. Mit dem Ärmel wischte sie sich die Augen, denn es kam ihr vor, als sei der Rauch noch nie so scharf und beißend gewesen. Dann hockte sie sich in einen Winkel, jagte die Katze fort und starrte lange vor sich hin.
"Da seid ihr ja wieder", sagte der Schweinehirt, der in einiger Entfernung mit seinem Stecken treulich Wacht gehalten hatte. "Wenn euch etwas geschehen wäre, hätte ich die Alte mit ihrer Hütte verbrannt."
"Sie ist nicht böse!" sagte Hildegard. "Sie ist nur eine arme Frau."
Auf dem Heimweg hörten die Kinder plötzlich Pferdegetrappel hinter sich, und als sie sich umwandten, sahen sie eine junge Reiterin, die in grünem Jagdgewand auf einem Apfelschimmel dahergesprengt kam.
"Jutta!" rief Mechtild fröhlich und sprang auf die Reiterin zu.
"Jutta!" jublete die kleine Hildegard und klaschte vor Freude in die Hände. Die Reiterin war nämlich niemand anders als die siebzehnjährige Tochter des Grafen von Sponheim, die oft Hildegard am Krankenbett besuchte. Das war für das arme Mädchen stets eine große Freude; denn Jutta brachte Fröhlichkeit und Sonnenschein mit, und niemand verstand das Kind, das oft so seltsame Dinge erzählte, so, wie die junge Gräfin von Sponheim, nicht einmal die eigene Mutter. Wenn Jutta am Krankenbett saß, spürte Hildegard keine Schmerzen mehr.
"Was ist denn das?" rief die Reiterin fröhlich und sprang aus dem Sattel. "Da bin ich nun unterwegs zum Schloß Böckelheim, um ein krankes Mädchen zu besuchen, und derweilen strolcht dieses Mädchen mit ihrem Schwesterlein im Wald herum! Und zu Hause wird die Mutter wohl vor Angst vergehen!"
"Ach, Jutta, wir waren bei der Waldfrau!" berichtete Mechtild. "Schau, sie hat uns Kräuter mitgegeben."
"Aber was wollt ihr denn bei der Waldfrau?" fragte Jutta erstaunt.
"Ich mußte ihr etwas sagen, Jutta!" gestand Hildegard.
"So, etwas sagen!" lächelte die Gräfin. "Aber das wirst du mir alles ganz genau zu Hause erzählen. Jetzt sitzt ihr mit auf, dann sind wir gleich daheim!"
"Mit dir möchte ich um die ganze Welt reiten, Jutta!" rief Hildegard fröhlich. Im Nu saßen nun alle drei im Sattel. Dann ging's im Galpop der Burg Böckelheim entgegen.
Erst als das fahrende Volk die Burg wieder verlassen, hatte man auf dem Schloß das Fehlen der beiden Mädchen entdeckt. Die Eltern gerieten in große Sorge, und Roderich, Trautwin und Hatto waren gleich aufs Pferd gesprungen, nach den Vermißten zu suchen. Das Burgvolk verdächtigte sogar die Spielleute. Man hatte Beispiele dafür, daß Kinder von Fahrenden verschleppt worden waren.
Während aber alles noch auf dem Burghof das seltsame Verschwinden der Mädchen in Aufregung und Sorge besprach, ritt Jutta von Sponheim mit den beiden glückstrahlenden Kindern über die Zugbrücke.
"Nicht schelten, Mutter!" rief Hildegard, als Frau Mechtild mit einem leisen Aufschrei der Reiterin und den Kindern entgegenkam. "Wir waren bei der Waldfrau. Sie hat uns Kräuter mitgegeben."
"In Wein muß man sie kochen und lauwarm trinken, dann wird Hildegard immer gleich wieder gesund", fügte Mechtild wichtig hinzu.
"Was habt ihr getan, Kinder?" rief die Mutter erschreckt. "Ihr wißt doch, daß die Waldfrau den bösen Blick hat und den Menschen schaden kann."
Aber Jutta beschwichtigte die Burgherrin.
"Laßt nur, Frau Mechtild! Ich glaube, die Waldfrau ist eine harmlose, arme Frau, die nur das Leid und der Unverstand der Menschen störrisch und bitter gemacht haben. Die Kräuter aber nehmt sorgsam in Hut; denn die Alte versteht etwas davon. Sie gehört zu den Frauen, die das Wissen der Vorzeit von der Heilkraft der Erde und ihrer Pflanzen als kostbares Erbe hüten."
Hildegard warf der Fürsprecherin einen dankbaren Blick zu. Frau Mechtild aber gab sich zufrieden.
"Vielleicht haben wir ihr wirklich Unrecht getan!" sagte sie leise.

*

Indessen saß die Waldfrau immer noch reglos auf der Herdbank ihrer Klause und schaute uuverwandt

auf den Strauß Blumen, der zwischem dem häßlichen Gerümpel in einem Krug auf dem Tisch stand. Endlich faltete sie die Hände, und ihre welken Lippen begannen zu sprechen:

Vater unser, der Du bist im Himmel!

Seit vielen, vielen Jahren hatte die leidgebeugte, verfemte und vergrämte Frau zum ersten Male eine gute Tat erfahren, und sie hatte gespürt, wie durch die Hand eines Kindes die Liebe Gottes an ihrem verbitterten und verschlossenen Herzen angeklopft hatte.

Geheiligt werde Dein Name,
Zu uns komme dein Reich!

Zum ersten Male seit undenkbar langer Zeit fühlte die Waldfrau, daß auch sie nicht ausgestoßen war von der Liebe Gottes. Sie spürte es, wie der Groll und Hader, den sie seit Jahren gegen Gott und die Menschen getragen hatte, von ihrer Seele wich, und mit zuckenden Lippen sprach sie die Worte:

Dein Wille geschehe wie im Himmel
So auch auf Erden!

Einige Tage später fand man sie tot in ihrer Hütte. Ein Schimmer des Friedens lag auf dem alten Gesicht, das nun mit einem Male gar nicht mehr so häßlich erschien. In ihren Händen hielt sie einen Strauß verwelkter Blumen.

Unter den rauschenden Bäumen ward die Tote begraben. Den welken Blumenstrauß ließ man in ihren Händen.

Schach dem König!

Keuchend stieg Ulrich, der Kellermeister von Böckelheim, mit einem Licht in der Hand zu seinen Fässern hinab, denn wenn er da unten auch all die entschwundenen Jahre wohlgeordnet aufbewahrte, machte sich doch das Alter immer mehr bemerkbar. Es stach und zwickte ihn heimtückisch in allen Gliedern, ganz besonders seit jenem Tag, da Bruder Sturmi ihm das Jahr 1098 aus dem Keller fortgeschleppt hatte. Immer noch trauerte Ulrich um seine 'Hildegard', obwohl er auch seither manchen guten Tropfen hatte einkellern dürfen. Bedächtig hob er sein Licht und ließ den Schein über die Fässer gehen, die das neue Jahrhundert ihm beschert hatte. 1101 'Silbersporn', so stand es mit großen Ziffern und Buchstaben auf dem ersten Faß. Damals hatte nämlich der Trautwin, der die Chronik auf den Weinböden führte, die Knappenweihe erhalten. Kraft und Feuer hatte der 'Silbersporn', und wer ihn trank, bekam ein fröhliches Herz.

1102 'Flamenblut'! Jawohl, in dieser Zeit war viel Kriegsvolk den Rhein hinabgezogen, als es gegen den aufständischen Grafen von Flandern ging, dem der Kaiser die festen Burgen zerschlug. Das Flamenblut machte die Köpfe heiß und das Blut wild.

1103 'Fried im Land'! Kaiser Heinrich IV. hatte zu Mainz allgemeinen Landfrieden geboten und einen Kreuzzug gelobt. Niederträchtig schmeckte der Wein. Man mußte gewaltig Honig in den Becher tun, sonst zog der Wein einem den Mund zusammen. Ulrich mochte das Faß kaum ansehen. Nur wenn Bruder Sturmi in den Keller kam, füllte er ihm einen großen Humpen mit dem 'Fried im Land'. Es hatte sich allerdings gezeigt, daß der Landfrieden des Kaisers auch nicht viel mehr taugte als der des Kellermeisters von Böckelheim.

1104 'Unfried'! Es war zu Ende mit dem Landfrieden des Kaisers. Mord und heimliche Missetat an manchem Großen des Reiches hatte das Jahr gebracht. Der Kaiser selbst zog das Schwert wider die Sachsen, die Hand an seine Gesandten gelegt. Wild war der junge Most gewesen. Der Wein war voller Unruhe und gab heiße Köpfe.

1105. Nachdenklich stand der alte Kellermeister vor dem Faß, das erst in diesem Jahr in den Keller gekommen war. Es hatte noch keinen Namen. Aber das Jahr hatte dem deutschen Land das Leid eines neuen Bürgerkrieges gebracht. Und welch einen Bürgerkrieg!

"Der Sohn gegen den Vater und der Vater gegen den Sohn!" murmelte Ulrich vor sich hin, während er auf die Jahreszahl starrte, die das letzte Faß trug. Der junge Heinrich hatte sich gegen den Kaiser empört. Sengend und mordend waren die Heerhaufen des Rebellen durch das Frankenland gezogen, das blühende Weinland weithin in eine Wüstenei verwandelnd. Der Kaiser hatte vor dem eigenen Sohn fliehen und bein Böhmenherzog Zuflucht suchen müssen. Im Herbst war es dem Vater gelungen, sich in Mainz festzusetzen. Als er die Kunde erhielt, Speyer sei in die Hände der Aufrührer gefallen und der junge Heinrich rücke mit einem großen Heer gegen Mainz, gab er, völlig mutlos geworden, die Festung auf und flüchtete den Rhein hinab.

Jetzt, in den Tagen des Advents, standen sich die beiden Heere an der Mosel gegenüber, und es hatte den Anschein, als würde es doch zur entscheidenden Schlacht kommen.

"Der Vater gegen den Sohn und der Sohn gegen den Vater!" murmelte Ulrich wieder und schlug ein Kreuz vor Grauen.

Dann nahm er aufseufzend einen Krug und füllte ihn aus dem Faß 1101. Mochte der 'Silbersporn' dem Burgherrn und seinem Gast in dieser schweren Zeit ein fröhliches Herz geben.

Derweilen saß Herr Hildebert mit dem Grafen Stephan von Sponheim im Wohngemach beim Schachspiel. Ganz still war es in dem hohen Raum. Selbst Trautwin und Hatto verharrten schweigend bei den Spielenden, und auch die siebenjährige Hildegard schaute mit Spannung zu, während die ältere Schwester der Mutter beim Spinnen half. Nichts hörte man als das Surren des Spinnrades, das Frau Mechtild eifrig drehte.

Jetzt griff der Sponheimer nach einem schwarzen Springer, den er über ein paar Figuren hinweg setzte, und mit fester Stimme sagte er: "Schach dem König!"

"Schach dem König!" flüsterten die Buben unwillkürlich nach, und in atemloser Spannung schauten sie auf des Vaters Hände, ob die das drohende Verhängnis noch zu wenden wüßten.

Nach langem Zögern tat der Burgvogt den nächsten Zug. Die Buben atmeten auf, glaubten den Vater gerettet. Aber wieder tat der Sponheimer einen Zug. Dann kam es schneidend und unerbittlich:

"Schach matt!"

"Schach matt?" sprach Trautwin bedauernd nach.

"Schade seufzte Tatto. (Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Auch die Fastenzeit gilt dem Lobe Gottes. Des Menschen Seele soll sich hauptsächlichst damit befassen, den alles Lobes und aller Liebe würdigen Gott lieben zu lernen über alle Maße. Noch können wir Gott nicht so umfassen, wie wir es gerne möchten. Doch dem Nächsten, den Gott uns fürs Lieben gegeben, können wir vieles antun, was wir dem Herrn tun möchten. Ebenbild Gottes sind wir, und Ebenbild der Liebe des Gekreuzigten soll unser Nächstenlieben sein. Christus liebte fürbittend und sich selbst opfernd. Kein Geld kann jemals gleich im Werte mit dem Leben sein, das Christus für uns hingegeben. Doch Er war groß, und groß bleibt Er in alle Ewigkeit. Und wir sind klein vor Ihm. Ein Nichts. Doch wir sind Sein Eigentum, lebend von Seinem Leben. Drum geben wir vom Unseren an Ihn hin, Ihn, unseren Erlösergott Jesus Christus, haben wir im Sinn, wenn wir betend und durch Gaben wirken, dem Nächsten zu einem Priester zu verhelfen. Dazu sind unsere Priester-Studenten-Bursen da. Gott segne sie uns. H.K.

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$2,031.25
Mrs. Adam Sebastian, Regina, Sask.	1.00
Mrs. Frank Miller, Regina, Sask.	1.00
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	30.00
	$2,068.25

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,318.45
Mrs. Frank Belak, Middle Lake, Sask.	1.00
P. Erler, North Battleford, Sask.	1.00
John Novokowsky, Saskatoon, Sask.	3.00
Frank Rollheiser, Primate, Sask.	1.00
Mrs. C. Schafer, Holdfast, Sask.	2.00
Margareth Kersche, Vancouver 10, B. C.	2.00
	$8,328.45

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,218.37
Ein Freund	10.00
Martin Kopetzki, Dubuc, Sask.	20.00
Peter Cyea, Lemberg, Sask.	3.00
Gabriel Gottselig, Chamberlain, Sask.	2.00
Mrs. John Ries, Provost, Alta.	1.00
Mr. & Mrs. Frank Roesch, Saskatoon	3.00
	$2,257.37

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Paul List Verlag, München, (Bayern) Germany

Paul Overhage, **Um das Erscheinungsbild der ersten Menschen.** Mit einer Einführung von Karl Rahner. Mit 4 Bildtafeln und 5 Abbildungen im Text. Oktav, 108 Seiten, engl. broschiert 6.80 DM (Reihe Quaestiones disputatae, Band 7). Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Als vor zwei Jahren die Reihe Quaestiones disputatae geplant wurde, waren sich Herausgeber und Verlag darin einig, daß in dieser Reihe alle jene Fragen Aufnahme finden sollten, die aus unserer Zeit heraus an den christlichen Menschen und an die Theologie herangetragen werden. Dazu gehören zweifellos auch biologische und anthropologische Fragen, wie sie in dem vorliegenden Werk sachkundig und gründlich behandelt werden. Die moderne Biologie ist in den letzten Jahrzehnten zu einer Reihe von sicheren oder doch wenigstens wahrscheinlichen Ergebnissen gelangt, die auch für die christliche Weltauffassung von Bedeutung sind. Deshalb ist es zu begrüßen, daß man auch von theologischer Sicht diesen Problemen von vornherein die notwendige Aufmerksamket schenkt.

Moderne Freizeitgestaltung und Völkerwanderung / Reisen – Urlaub – Freizeit. Sondernummer der Zeitschrift "Die Anregung", Korrespondenz- und Werkblatt für den Klerus. Einzelpreis 1.00 DM. Verlag Wort und Werk GmbH, Köln-Müngersdorf, Brauweiler Weg 103.

Die vorliegende Sondernummer der Zeitschrift "Die Anregung", bearbeitet von P. Robert Svoboda O.S.C., greift das immer brennender werdende Problem des Tourismus auf und beleuchtet es vom katholischen Standpunkt aus. Es würde sich verlohnen, auch dieses Problem an Hand der vorliegenden Sondernummer in Form einer Diskussion in der Kolpingsfamilie zu behandeln.

Gottfried Hoffman, **Die ökumenische Bewegung des Weltprotestantismus.** Geschichte und Beurteilung. 60 Seiten, 2.30 DM. Erschienen in der Reihe "Die Information". Verlag Wort und Werk GmbH, Köln-Müngersdorf, Brauweiler Weg 103.

Der Diözesanrat und konvertierte ehemalige protestantische Pfarrer behandelt in diesem Büchlein die Ökumenische Bewegung der Protestanten. Im Hinblick auf das kommende 21. Allgemeine Konzil der katholischen Kirche und seiner besonderen Aufgaben erscheint es sehr wichtig, daß auch Katholiken sich in der Ökumenischen Bewegung des Protestantismus auskennen. Das war bislang schwer möglich. Deswegen ist es zu begrüßen, daß hier auf beschränktem Raum eine klare geschichtliche Darlegung und eine ideenmäßige Deutung der anstehenden Fargen geboten wird.